



Ausblick von der Osener Burg auf die Pester Ebene.

Die Pester Ebene.

P

Das bedeutendste Comitat Ungarns, welches die Hauptstadt und die für Sommer und Winter bestimmten Fürstensitze der königlichen Familie in sich faßt, ist zwar aus drei Comitaten und dem Districte Klein-Rumanien gebildet, wird aber im gewöhnlichen Leben statt des langen amtlichen Namens einfach nur Pester Comitatt genannt. — Wo das äußerste Vorgebirge der Osener Gebirgsgruppe, der Blocksberg (Gellérthegey = Gerhardsberg) steil zum Donau-Bette abfällt, welches die Zwillingshauptstadt durchschneidet, beginnt die merkwürdigste Ebene des südöstlichen Europa und erstreckt sich dann hinab bis an das Gebirge, welches Siebenbürgen umzieht. Infolge dieser geologischen Eigenthümlichkeit, daß nämlich Gebirg und Ebene plötzlich, ohne jeden Übergang auf einander folgen, breitet sich vor dem Auge, das von der Höhe des Osener Gebirges gegen Ost und Süd ausschaut, das interessanteste Panorama aus.

Mancher fremde Reisende, der dieses Bild gesehen, hat es entzückt mit der Landschaft um Neapel verglichen. Aber was darin die Idee der Unendlichkeit ausdrückt, ist dort das Meer, hier die Ebene. Diese ist nicht minder flach und ununterbrochen, nicht minder unmerklich fließt sie mit dem Horizonte zusammen. Im Frühling bedeckt das frische Grün der Saaten, im Sommer der goldene Mantel der reifen Halme diesen ehemaligen Meeresboden, nur hier und da dunkelt darin der schwarze Fleck eines gepflanzten Waldes oder

es blickt streckenweise das Silberband der Donau auf. Thürme von Städten und Dörfern erblickt man nur in großer Ferne. Aus Nordost blauen bei klarem Himmel noch die Berge von Nógrád herüber und die blaßblaue Silhouette der Heveser Mátra wird sichtbar; herwärts dunkeln die waldigen Abhänge der Hügel von Gödöllő; im Osten aber und im Süden stört nichts den Eindruck der Ebene. Und der Halbkreis, den wir so vom höchsten Berggipfel übersehen, mag kaum der zwanzigste Theil des einzigen Pester Comitatus sein.

Dem Fuße der Ofener Berge schlängelt sich die Donau entlang, oberhalb der Hauptstadt durch die Margaretheninsel getheilt, unterhalb der Stadt in ihrem südlichen Laufe wiederum gegabelt, um die Insel Ósepel zu bilden. Auf ihrem linken Ufer erhebt sich in erstaunlichem Wachsthum Pest, dessen Palastrainen den Strom in immer länger werdender Saumlinie begleiten, während seine in Gärten prangenden Landhäuser und rauchenden Fabriksschlote die ehemalige Sandebene zusehends erobert haben. Wer noch vor vierzig Jahren von diesem Berggipfel aus auf diese nämliche Gegend hinabgeblickt, erinnert sich noch deutlich jener Sandwüste, in deren Mitte die Hauptstadt lag. Ein sommerlicher Sturmwind wurde auf dieser Ebene zum richtigen Samum, der mit seinen Staubwolken die Stadt bis zur Unsichtbarkeit verhüllte. In unserer Zeit kommen solche saharamäßige Erscheinungen nicht mehr vor. Wie es der menschlichen Arbeit gelungen, die Wüste der „Pusztá“ so umzuwandeln, das soll im folgenden Aufsatz geschildert werden. Statt der Sandhügel erblickt man jetzt dort Fabriken, Arbeitercolonien, kleine Gemeinden, zwischen denen zu allen Stunden des Tages Eisenbahnzüge gleich silberweißen Schlangen hin und wieder schlüpfen, nach Ost, Süd und Nord, während man sie Nachts gleich Sternen, die über den Erdboden daherschließen, mit ihren Feueraugen heraneilen sieht, dem weiten Umkreis des Central-Bahnhofes zu, dessen elektrische Lampen eine Krone über der Hauptstadt zu bilden scheinen.

Wie anders gestaltete sich das „Leben“ vor Jahrhunderten auf dieser nämlichen Ebene!

Wo jetzt die Schlote der Fabriken dampfen und die Piffe der brausenden Locomotiven erschallen, da hielt die ungarische Nation ihre Reichstage ab; das war der berühmte „Rákos“. Im Gesetze Vladislaus' II. (1498: I. G.-N.) ist es bestimmt, daß der König in jedem dritten Jahre auf den St. Georgstag den Reichstag einberuft. Auf diesem Reichstage zu erscheinen, selbst aus den fernsten Gegenden, sind verpflichtet jeglicher Kirchenfürst und Bannerherr, die Barone des Reiches und der gesammte Adel mit Landbesitz. Nur die Edelleute mit einer Session Grundbesitz können zu je zehn einen aus ihrer Mitte gewählten Abgeordneten schicken. Wer ohne annehmbaren Grund dem Reichstage fern bleibt, zahlt, wenn er Kirchenfürst oder Magnat ist, 800 Goldgulden Buße, als einfacher Edelmann aber 400.

Doch mußten diese Reichstage binnen fünfzehn Tagen beendigt und während dieser Frist die nöthigen Gesetze verhandelt und festgestellt sein. Diese Versammlungen wurden

unter freiem Himmel gehalten, oft in hölzernen, zu diesem Zweck *et* aufgeführten Gebäuden, und die Reichsstände lagerten die ganze Zeit unter Zelten, auf eigene Kosten. Zu Pferde, gefolgt von Frachtwagen und großem Gesinde, waren sie herangezogen und ebenso zogen sie nach gethener Arbeit wieder davon. Es kam vor, daß die (Stände vom Reichstage geradenwegs nach dem Kriegsschauplatz aufbrechen mußten, um, was sie in Worten beschlossen, sich nun auch mit ihrem guten Schwerte zu erkämpfen; so singt es auch der „Pflüger des Rákös“ bei Karl Kisfaludy:

„Tapf're Herren, hör' ich sagen,
Scharten hier sich, rathzuschlagen;

Wenn dann Schlachtdrommeten heuln,
Abdergleich zum 1 Kampf sie eiln.“

Es fällt der Phantasie schwer, auf Grund einzelner zerstreuter Angaben sich ein deutliches Bild von den Reichstagen auf dem Rákös zu entwerfen, deren mancher verhängnißvoll für das Land wurde, so namentlich derjenige, i der der Katastrophe von Mohács vorausging. Einen Vorsitzenden gab es da nicht, einn Protokoll wurde nicht geführt; den Willen von zwanzigtausend Köpfen verdolmetschten einzelne Volksredner dem König und den Magnaten, die in der Ofener St. Johanneskirche zu Rathe saßen, während der niedere Adel sich in Pest und den benachbarten Dörfern festgesetzt hatte. Die sehr zahlreiche Abordnung, welche die Beschlüsse des niederen Adels in Ofen drüben kundgeben sollte, mußte am Burgthore ihre Waffen ablegen. Es kamn indessen auch vor, daß selbst der König in Person sich von Ofen zum Reichstag auf dem Rákös herunterbegab, Ludwig II. zum Beispiel, und dort mit den Wortführern des Kleinadels verhandelte. Es war auch keine andere Örtlichkeit zu finden, die als Schauplatz einerer so großen Versammlung dienen konnte, als das Rákös-Gefilde, in seinem damaligen Zustande eine unfruchtbare Sandebene, auf der nach dem Berichte eines alten Chronisten nur Rüben, Melonen und Kettige wuchsen. Bloß aus der Zeit des Matthias Corvinus wird d in der Gemarkung Pest's, eine römische Meile von der Stadt, ein königlicher Garten erwähnt, wo Wild gehegt wird und Lilien blühen. Im Übrigen wurde der ganze Rákös als herrenloses Land betrachtet, welches kein Magnat der Mühe werth fand, sich als „Donation“ auszubitten.

Heute stellt sich diese Sandwüste als ein Complex erträgnißreicher Landwirthschaften dar und kein Sandsturm aus der Sahara bedeckt mehr die Hauptstadt, um die sich ein gepflanzter Waldgürtel schlingt, während die Hausgruppen mit ihren grünen Gärten immer weiter hinausdringen, um von dem Schauplatze der einstmaligen „ruhmreichen“ Adelsversammlungen Besitz zu ergreifen, zum Besten einer noch viel edleren Cultur.

Auch in so veränderten Zeitläuften ist das Pester Comitatus maßgebend geworden für das ganze Land, sowohl was geistige Bildung, als auch was v verfassungsmäßige Politif oder Volkswirthschaft betrifft.

Die größten Merkwürdigkeiten des Pester Comitats: die Hauptstadt Budapest und das königliche Sommerchloß Gödöllö, finden in diesem Werke abge sonderte Behandlung. Der vorliegende Band soll, dem Haupttitel entsprechend, bloß das im eigentlichen Sinne genommene ungarische Alföld und dessen wichtigere Städte schildern.

Allgemeine Charakteristik.

Gleich unterhalb der Hauptstadt, noch im Weichbilde derselben, am linken Ufer der Donau, beginnt das große ungarische Alföld. Jenseits des Stromes bilden die bis dorthin gelangten Ausläufer der Alpen das Gestade und ziehen dem Strome rechterhand seine Grenze. Doch erscheinen sie in dieser Gegend nur mehr als Hügel und erheben sich von den steilen Felsen des Blocksberges an gegen Süden kaum ein paar hundert Fuß über die Wasserfläche. Am linken Ufer ziehen die letzten Zweige der Karpathen bis zum Rákos-Gefilde herab. Oben bei Waitzen findet sich die letzte Höhe, die noch ein Berg heißen mag: der Raßál. Von da südwärts werden die Hügel immer geringer, gleich den immer flacheren Wellenkreisen, die ein fallender Stein im Wasser hervorruft. Und wenn auch die Formation wellenförmig erscheint, ist doch die Gegend mehr Ebene als Hügelland. Die Richtung, in der die Hügel streichen, geht, den herrschenden Winden entsprechend, von Nordwest nach Südost, bis endlich der letzte Wellenrücken gerade längs der Budapest-Uzegléder Eisenbahnlinie in die Fläche der großen Ebene überschlägt, die den ganzen Raum zwischen Donau und Theiß einnimmt und sich durch die Bácska bis zur unteren Donau hinabzieht.

Auch auf dieser unteren Tiefebene gibt es indessen kleine Erhebungen und thalartige Vertiefungen. Sandhügel unterbrechen die Einörmigkeit, zuweilen 30 bis 40 Meter hoch, vom Winde zu irgend einer Zeit zusammengeweht. Jetzt sind sie größtentheils schon durch den Pflug aufgeackert, in den Einöden sind Tanyas erbaut worden, von Akazienhainen umgrünt, während Weingärten die Dörfer und Städte umgeben.

Dies macht die Landschaft gefällig, deren schwache Seite übrigens die Seltenheit des Waldes ist. Und doch hat es da vor Zeiten mächtige Waldungen gegeben. Vom Rákos-Gefilde bis hinab zum Hód- (Wiber-) See zog sich der Forst, dessen Trümmer bloß als einzelne Flecken auf uns gekommen sind. Zu Bótharasztt ist der Eichwald noch vorhanden, der mit dem von Bacs zusammenhing; hier heißt der eine Theil noch jetzt Körtvélyes (Birnenwald), wie zur Zeit der Ahnen, und dieser reicht beinahe bis Nagy-Körös, aber mit jedem Schlag nimmt darin die Zahl der Birnbäume ab und die der Eichen zu. Unterhalb Kecskemét's ist der Wald von Szent-Király und Szent-Löriner bis auf unsere Zeit erhalten geblieben, desgleichen am Theißufer der „Tös“, dessen Bäume mit riesigen Nebenranken umwunden sind. Diesen rebenbefränzten Hain hat das Volk „Árpáds Weingarten“ benannt. Übrigens finden sich auf der ganzen Ebene von Pest, mit Ausnahme der Akazien

der Neuzeit, bloß Pappeln in mäßiger Zahl, an den Ufern der Donau und Theiß Weiden, dann etwas Wachholder (bei Inárcs und Bugacz) und bei Páhi ein n Wäldchen von Eschen.

Ebenso wenig kommt ein bedeutender Fluß vor. Zwei periodische Bäche, Galga und Tápió, fließen sachte der Theiß zu, doch trocknet in dürren Sommerern ihr Wasser aus. Die Bäche Rákos und Szilas ergießen ihre geringen Wassermengen i in die Donau. Außer diesen aber entspringt nur hier und da am Donau-Ufer eine Quelle, z, so bei Göd und in der Nähe der Hauptstadt neben der nach Soroksár führenden Landstraße; desgleichen findet sich Quellwasser längs der höheren Theißufer zwischen Kécske und d Alpár. Dafür ist die Gegend reich an stehenden Gewässern und man findet auf der ununteren Ebene kaum eine Quadratmeile Landes, die nicht einen oder zwei Teiche, Sümpfe, Tümpel oder Senken hätte.

Die Größe der Natur zeigt sich also auf dieser Ebene nicht in n scharfen Gegensätzen. Weder tiefe Thäler und himmelhohe Berge, noch Bäche und Flüsse v von verheerender Kraft durchsetzen ihr Gebiet. Die Gegend hat vielmehr einen sanften Charakter; sie ist ein Ort, wo die Gegensätze sich ausgleichen. Im Kleinen findet sich in ihr Alles. Im Kleinen ist sie ein Abbild des ganzen Landes. Die Ausläufer der Alpen und Karpathen dringen bis zu ihr vor; auf zwei Seiten sind Donau und Theiß ihre Grenzen; ; mit ihr beginnt das große ungarische Alföld; sie weist ein ganzes System kleiner Seen u auf und beinahe alle Nationalitäten des Landes kommen mehr oder weniger zahlreich sowohl in der Hauptstadt, als auch in den Dörfern vor. Vor Allem aber ist da der Magyare i in urwüchsigter, unverfälschter Reinheit zu finden. — Betrachten wir nun die einzelnen Gegenden näher.

Die Gegend der Galga und des Tápió.

Auf der ganzen Pester Ebene von Waizen bis hinab zur ununteren Donau haben wir zwei erwähnenswerthe Bäche gefunden: Galga und Tápió. Der erstere entspringt im Nógráder Comitat, der andere an den Abhängen des Ezerhákt, und zwar in zwei Verzweigungen, welche vereinigt in die Zagyva münden.

In ihrem unteren Laufe durchschneiden sowohl die Galga als auch der Tápió sehr ergiebige Ebenen und bilden hie und da kleinere Sümpfe. Auf den i geneigten Uferflächen des Oberlaufes fand schon der Armenisch günstige Standorte für seseine Niederlassungen, als er es satt hatte, mit seinen Herden unter Kampf und Mühsal umherzuschweifen. Hier mögen die ersten Siedelungen im Lande erfolgt sein. Hier zogen die g großen Verkehrslinien vorbei. Die vom Norden daherslutenden Völker wanderten mit ihren Herden hier durch, dem ersehnten Süden zu. Das Volk, das stark genug war, die Gegend d zu behaupten, schlug in ihr seinen bleibenden Wohnsitz auf.

Die Niederlassungen der neueren Zeit, sowie das Studium d der älteren, haben die Menschheit gleichermaßen gelehrt, daß die ersten Ansiedler nicht jene Felder suchten, die

den üppigsten Ertrag geben, sondern die sanften Abhänge, welche leicht zu bebauen sind. Sie bemächtigen sich nicht des besten Bodens, sondern desjenigen, dem sie gewachsen sind. Und dieses Stück Land erwies sich besonders geeignet. Es ist fruchtbar genug und sehr leicht zu bebauen. Selbst die Sandhügel sind noch mit etwas Gras bedeckt, hinreichend, um dem Hausthier als Weide zu dienen. Die tiefer gelegenen Stellen haben reichen Graswuchs, in dem die Eroberer des Landes bis an den Gürtel wateten, wenn sie ihn zu Mahden schlugen. Das Klima ist trocken und keine Überschwemmungen sind zu befürchten. Auch feindlichen Angriffen begegnet als schwer zu überwindendes Hinderniß vor Allem die Theiß, welche die Galga und den Tápió aufnimmt, während gegen Westen die Donau als natürlicher Schanzgraben dient. Und zugleich bieten diese beiden Flüsse ausgiebige Nahrung durch ihren Fischreichtum. Auch an Baustoffen ist gerade kein Mangel. Die Hügellämme sind in der Urzeit, wie stellenweise auch jetzt noch, mit Eichen bestanden. Ein nicht sehr hoher Hügel des heutigen Steinbruch (Köbánya) aber, der aus Cerithiumkalk besteht, liefert werthvollen Baustein, den auch die spätere Cultur verwerthet. Die Stadt Kecskemét bittet seinerzeit den Pascha von Ofen um die besondere Erlaubniß, für den Bau ihrer Kirche von hier Steine führen zu dürfen, und in der Kirchenruine der Puszta Bacs sieht man noch heute das von hier geholte Baumaterial.

Zahlreiche Denkmäler bekunden, daß diese Gegend in jenem Zeitraume, der dem Gedächtnisse der Weltgeschichte zugänglich ist, bewohnt war; einzelne Funde aber machen es sogar zweifellos, daß hier schon lange vorher Völker wohnten, welche Spuren ihrer Thätigkeit hinterlassen haben. In der Gemarkung von Tápió-Szecsö, auf der sogenannten Telsö-Tápió-Wiese, birgt ein umwallter Hügel von etwa 30 Meter Durchmesser Mauer- cement in sich, dessen Alter durch ebenda gefundene Scherben und ein jetzt dem National- museum gehöriges Handbeil der Bronzezeit bezeugt wird. In Kis-Szent-Miklós, auf der Nyires-Weide, hat sozusagen jede Epoche ihre Denkmäler zurückgelassen. Steinärzte und steinerne Pfeilspitzen sind die Zeugen der ältesten Periode, dann folgt die Reihe der Bronze- geräthe; aus der Römerzeit finden sich schon Geldstücke, hierauf folgen Münzen der Könige aus der Arpadenzeit, mit türkischen Münzen vermischt. Daraus geht klar hervor, daß diese Gegend in allen Epochen bewohnt gewesen.

Die ersten schriftlichen Denkmäler berichten von einer späteren Zeit. Erst aus der Periode der römischen Herrschaft wissen wir, daß im Zwischenlande der Donau und Theiß ein sarmatisches Volk, die Tazyger, wohnte und bisweilen Einfälle in das römische Reich machte, sonst aber sich mit den übrigen Barbaren herumzuschlug. Zu Pferde erscheinen sie in der Schlacht, mancher Soldat sogar mit zwei kleinen Kößlein, um sie wechseln zu können. Sie sind eine gefürchtete Nachbarschaft für die Römer; diese erachten es nothwendig sie von der Donau fernzuhalten und ihnen die Erbauung von Städten in der Nähe des

Strömes zu verwehren. Schon daraus geht hervor, daß sie in fest gegründeten Städten wohnten; und aus der Erdbeschreibung des Ptolemäus erfahren wir sogar die Namen dieser oder jener jazzygischen Stadt. Das von Ptolemäus erwähnte Parfa mochte, so weit man sich nach seiner astronomischen Ortsbestimmung orientiren kann, in die Gegend des heutigen Uzsöd fallen. Die Lage der gleichfalls von ihm erwähnten Stadt Randakon oder Randanon wäre etwa bei dem heutigen Monor oder Gomba zu suchen; die topographische Lage von Pesson aber entspricht vollkommen der von Nagy-Körös.



Kastell von Ucsa.

Welche Art von Leben in diesen Gegenden seit dem Sturze des römischen Reichs bis zur Einwanderung der Magyaren geführt wurde, davon ist uns sehr wenig bekannt. Es ist wahrscheinlich, daß die einander verdrängenden Völkerschaften die hier vorgefundenen Städte und Dörfer zerstört und auf deren Trümmern neue erbaut haben. Von Steinbruch (Köbánya) nordwärts ist die Gegend arm an Stein und bei den Neubauten mußte man die Bruchstücke der alten Ruinen verwerthen. Doch ist es sicher, daß dieses Hügelland stets bewohnt und der Gegenstand manches Eroberungskrieges war. Ein Beweis hiefür ist die Thatjache, daß auch Priscus, der Gesandte des Kaisers von Byzanz, hier zwischen Donau und Theiß das Königszelt Attilas aufsucht. Ein anderer Beweis ist, daß

die magyarischen Eroberer des Landes in dieser Gegend ihre Schlacht gegen Balás Scharen schlugen und Arpád kaum zwei Meilen südöstlich von den letzten Ausläufern der Ezerhát-Höhen, auf dem Hügel von Tetétlen, sein fürstliches Zelt aufschlug.

Auch späterhin war diese Gegend fortwährend bewohnt, und zwar nicht nur in den friedlicheren Tagen der Selbständigkeit des Landes, sondern auch zur Zeit der türkischen Herrschaft. Im unteren Theile des Comitats gingen sehr viele Dörfer zu Grunde und auch in den erhaltenen waren fast keine Einwohner mehr übrig; hier aber, in den hügeligen nördlichen Theilen des Comitats, abseits vom Wege, den der Eroberer zog, blieb die Mehrzahl der Ortschaften bestehen. Ja selbst die aus den südlichen Theilen ausgewanderten fanden an diesen Punkten vorläufig eine Heimat. Zu Grunde gingen sozusagen nur die dem Unterlaufe des Tápió nahe und flacher gelegenen Ortschaften, die nördlich und nordwestlich liegenden behaupteten sich. Tápió-Ság, Tápió-Sáp, Bicske, Farnos, Szent-Márton, das von Teichen umgebene Nagy-Ráta u. s. w. wurden nach Vertreibung der Türken erst wieder besiedelt, wogegen Kóka, Berseg, Héviz, Tura, Zámbof, Valkó, Valkó-Szent-László und andere auch unter der Türkenherrschaft bewohnte Ortschaften waren. Die neu angesiedelten Gemeinden rekrutirten sich hier aus allen vier Weltgegenden, es kamen fahrende Magyaren von da und dort, Slovaken aus dem Oberland, Deutsche aus Steiermark und Württemberg in buntem Gemisch. Das Element, das sie verschmolz, bildete lediglich das Magyarenthum, welches die Stürme der kriegerischen Zeiten irgendwie überdauert hatte.

Ein Theil der eingesiedelten Gemeinden besteht erst seit kaum hundert Jahren; jede hat mehr oder weniger ihre Sprache bewahrt, in den Sitten und Gebräuchen aber ist der Unterschied verschwindend gering. In Monor zum Beispiel haben die Deutschen noch jetzt ihre besondere Straßenzeile, aber nur die Familiennamen und die vom Vater auf den Sohn vererbte Überlieferung lassen entnehmen, wer Deutscher, wer Magyare ist. Berczel ist gar zweimal besiedelt worden: zuerst unter Josef II. mit Deutschen aus Hannover; dann, nachdem diese der Cholera erlegen waren, kamen andere in die leeren Häuser, theils Deutsche von Sorokfár oder Solymár, theils Magyaren von Czegléd und Uri; ihre Nachkommen sind heutigentags kaum von einander zu unterscheiden.

In diesem Theile des Comitates haben sich die meisten alten Grundbesitzerfamilien erhalten. Es gibt kaum ein Dorf, ohne ein oder das andere stattliche Herrenhaus. Diese sind meistens im vorigen und am Anfange unseres Jahrhunderts gebaut worden, nur wenige stammen aus neuerer Zeit. Die Herren, denen die Arbeitskraft vieler Hörigen zu Gebote stand, bauten weitstichtige, räumige Häuser, hier und da sogar mit Berücksichtigung möglicher Kriegszeiten. Hohe, helle, gewaltige Säle kennzeichnen diese Gebäude. Wir führen hier unseren Lesern die Kastele von Ucsa und Biliz vor. Ersteres ist Majorats-

eigenthum der Freiherren von Brónay, stammt aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und ist berühmt wegen seiner prächtigen Bibliothek und schönen Sammlungen. Das Schloß von Pilis ist durch die Grafen Beleznay in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebaut, nähert sich jetzt leider dem Verfall und der Regen dringt selbst in jene Appartements ein, in denen einst Königin Maria Theresia glorreichen Angebens abgestiegen war. Beide Schlösser sind durch Magnaten erbaut, doch errichtete im vorigen Jahrhundert auch der Landadel so weitläufige Herrensitze. Heutigestags baut man überall



Kastell von Pilis.

lieber wohnliche Häuser, hier und da sind villenartige Gebäude zu sehen und man gibt mehr auf Comfort, als auf Großartigkeit.

Eine größere Stadt hat die Gegend nicht. Die Nähe der Hauptstadt brachte es mit sich, daß alle Factoren der Industrie und des Handels dort zusammenströmten. Nagy-Káta ist ein volkreiches Dorf, das sich mit Landbau beschäftigt; Monor betreibt einen lebhaften Handel mit Lebensmitteln nach der Hauptstadt; das durch seinen „Aren“ (Meerrettig) berühmte Kóka, Tápió-Szent-Márton, Bicske, Uri, Gomba sind die größeren Ortschaften dieses Landstriches. Besonderer Erwähnung würdig ist Kartol, wo Baron Géza Podmaniczky eine hübsche Sternwarte hat errichten lassen. Alle sind sie von einem

ackerbautreibenden Volke bewohnt, in dessen Händen der Grundbesitz vertheilt ist und das die Landwirthschaft auf althergebrachte Art betreibt. Auch bildet diese Gegend hinsichtlich der Art des landwirthschaftlichen Betriebes den Übergang zwischen dem Alföld und den nördlichen Gegenden. Hier gibt es noch keine weithingedehnten Buszten, der bäuerliche Besitz ist vertheilt, aber die Bewirthschaftung desselben hat schon den Alföld-Charakter.

Die Industrie befaßt sich nur mit der Bestreitung der unvermeidlichen Tagesbedürfnisse. Jedes Dorf hat einige Gewerbsleute: Schneider, Schmiede, Küfer, Schuhmacher. Diese Leuten arbeiten mit geringem Kapital und wenigen Gehilfen, das Ziel ihrer Wünsche ist, etliche Foch Feld zu erwerben und dann das Handwerk an den Nagel zu hängen.

Das ehemalige Solter Comitatus.

Wie weit sich die Grenzen des alten Comitatus Solt erstreckt haben, ist heute nicht mehr gut nachzuweisen. Wir möchten an dieser Stelle als „altes Comitatus Solt“ jenen größeren Landstrich bezeichnen, der im Süden der Hauptstadt längs der Donau hinabzieht, östlich vom alten Rumänien begrenzt, dessen Gebiet einen Bestandtheil des einstigen Comitatus Solt bildete. Es ist dies eine flache Gegend mit gutem schwarzen Boden, der nur hier und da durch unfruchtbaren Sand unterbrochen ist.

Die Gegend wimmelt von natronhaltigen Seen, mit spiegelglattem Wasser, ohne eine Spur von Rietgras, Rohr oder Binjen an den Ufern, deren Graswuchs sogar spärlich ist. Ihre Ufer sind beständig, ihr Grund ist aus undurchlässigem Thon gebildet. Diese Züge unterscheiden sie von den Sumpfsseen, die mit einer üppigen Wasservegetation erfüllt sind. Mehrere hundert solcher Seen gibt es in dieser Gegend, sie begleiten die Donau in fast paralleler Reihe und einer Entfernung von 10 bis 15 Kilometer. Östlich von Laczháza liegt der größte von allen, das sogenannte „Sári viz“ (Särer Wasser). Kaum drei Kilometer von diesem, gegen Südwesten, beginnen die Gewässer von Apaj; kleinere Seen, mit etwas salzigem Wasser und vollkommen undurchlässigem Thonboden. Jede etwas gesenkte Stelle wird zum Teich, der aber nicht mit den übrigen zusammenhängt. Das Land zwischen den Seen ist geackert, wird ab und zu als Wiese oder Hutweide benützt und im Sommer erscheint das landschaftliche Bild sozusagen verkehrt, als bildete das Wasser die Inseln im Meere der wogenden Ähren. Abwärts gegen Kun-Szent-Miklós setzt sich die Reihe dieser Seen fort, umzieht diese Stadt von allen Seiten und folgt dann dem Strich zwischen der Donau und der Semliner Eisenbahn. Hier sind sie schon viel kleiner, als weiter oben, doch hat ihre Zahl noch zugenommen. Der Boden ist stark natronsalzhaltig, das Wasser selbst schmeckt stark gesalzen. Das Land zwischen den Seen taugt zu nichts, als zur Weide. Es hat nur eine spärliche Grasnarbe und ist zu Zeiten

mit einer Ausschwüfung von Soda bedeckt. Diese wird an vielen Orten, zum Beispiel in der Gegend von Akasztó, sogar zusammengefeigt und gereinigt. Der Pflanzenwuchs ist so zusammengeschmolzen, daß der Fremde sich fragt, ob derselbe denn auch nur zur Viehweide noch taugte. Und er taugt gar wohl. In der feuchteren Frühlingszeit bietet er nicht nur dem Schafe, sondern auch dem Rinde reichliche Nahrung. Zu dieser Zeit bedecken sich die kleineren Senkungen eine oder zwei Spannen hoch mit Wasser. Später überzieht sich die Senkung mit Gras, welches das Wasser durchbricht und ans Tageslicht kommt; das Ganze hat eine frischgrüne Farbe und man möchte es für Wiesen- oder Weidegrund halten, aber unter dem Grase steht knöcheltiefes Wasser.

Zwischen Fülöpszállás, Akasztó und Solt gibt es über hundert solche Natronseen. Die größten, der Kelemenszék und der Zabszék, sind etwas über 150 Foch groß. Es gibt aber auch ganz unbedeutende. In dürrer Jahren trocknen sie ganz aus, ihr Gewässer erhalten sie nur vom Regen und verlieren es nur durch die Verdunstung. Die Erde verschluckt davon fast gar nichts. Charakteristisch für die Undurchlässigkeit des Bodens ist es, daß die Jäger sich knapp am Ufer des Wassers Lauergruben anlegen, deren Grund viel tiefer liegt als die Wasserfläche des Sees und dennoch trocken bleibt.

Auf diesen Seen lebt eine unzählbare Menge von Geflügel. Die Wildente in mehreren Abarten bildet das herrschende Element. Die Zigeunereute mit ihrem schwärzlich bunten Gefieder, die kleine Schnarrente, eine andere Gattung, die das Volk mit einem Fremdwort „Stockerente“ nennt, die Donau- oder Eisente, die den ganzen Winter dableibt und sich zuweilen selbst in der Hauptstadt um die Kettenbrücke her sehen läßt; sie alle bilden gegen Abend einen dichten Saum um den Teich, nicht unähnlich einem Spitzengürtel. Fällt ein Schuß, so steigt eine ganze Wolke in die Luft auf, bunt gemischt mit gewaltigen Scharen anderer Wasservögel. Hier kreischende Kiebitze, die sich fast unverschämt dem Menschen zudrängen; dort Kirmöven in silberweißem Federkleide; dazwischen Reiher, Sturmvogel, „Goyzer“, Schnepfen in etwa fünfzehn Abarten, drei- oder viererlei Wildgänse, darunter als schönste Variante der am Kropfe mit rothen Federn geschmückte „Lilik“.

Der reiche Boden, der sich so leicht bearbeiten läßt, besonders aber die Donau, hatten seit Vorzeiten eine große Anziehungskraft. Der Strom bot nicht nur Nahrung durch seine unererschöpflichen Bestände an Fischen, sondern setzte das Volk auch in den Stand, seine überflüssigen Producte zu Handelszwecken anderswohin zu befördern. Und da jenseits der Donau die Wege viel gangbarer, für den Marsch von Kriegsvölkern viel günstiger sind, war auch diesseits weniger von Einbrüchen feindlicher Völkerschaften zu besorgen. So finden wir denn, daß die ersten Magyaren gleich nach ihrer Einwanderung diese Gegend stark besetzten. Nach der Überlieferung baut Árpáds Sohn, Solt, an diesem Orte eine Burg und benennt sie nach seinem Namen. Auch auf der Ebene ringsum

erheben sich dicht und abwechselnd Dörfer, Städte, die schon in den ältesten Urkunden bevölkert erscheinen.

In den traurigen Tagen der tatarischen Verheerungen, wie nicht minder unter der langen türkischen Botmäßigkeit, erhält sich immerhin das Volk der Gegend. Die Einwohner flüchten theils auf die Inseln der Donau, theils in die gegen die Mitte des Comitats hin liegenden Rohrsümpfe, bis die ärgste Gefahr vorbei ist; in der Türkenzeit aber erhalten sie durch Klugheit und findige Vorsicht, die oft bessere Schutzwehr sind als eine steinerne Mauer, ihre Stadt unverfehrt. Sie werden treue Steuerzahler der Paschas und wenden Plünderungen durch freiwillig dargebrachte Geschenke ab. So können die türkischen Statthalter das Volk alljährlich neu brandschagen, während, wenn sie ihm seine Häuser zerstören wollten, die Beute zwar einmal reichlich wäre, das Volk aber auseinanderstieben würde. Sie lassen also die Leute in Ruhe und sichern ihnen sogar durch Schutzbriefe ein friedliches Leben zu. Selbst geringere Ortschaften bewahren unter ihren Urkunden noch zahlreiche Erinnerungen an die Gunst der Paschas, zuweilen in ungarischer Sprache. So besitzt Dömsöd einen Brief der Türken von Kalocsa aus dem Jahre 1686, der ein interessantes Licht auf die damaligen Zustände wirft. Wie aus dem Schreiben hervorgeht, bestellen sich die Dömsöder, um auch mit den Deutschen ihren Frieden zu haben, einen deutschen Wächter für das Dorf, zeigen dies aber, damit es ihnen nicht übel genommen werde, den Türken an. Diese merken die Absicht und sagen: gut, nur möge jener Wächter sich nicht außerhalb des Grabens zeigen, den das Dorf umzieht. Und für den Fall, daß Kriegshaufen an das Dorf herankämen, so wird den Dömsödern gerathen, daß sich zuerst ein Bauer am Graben zeige, dann solle kein Unheil geschehen (da nämlich der Feind dann keinen bewaffneten Widerstand besorgen werde). Der hierauf bezügliche Anfang des Briefes lautet:

„Euren Brief, Ihr Guten, haben wir erhalten. Wohl wissen wir, was Ihr Guten von uns heißet. Gebe Gott, daß Ihr gute Landwirthe bleiben könnet. Wohl verstehen wir, daß Ihr einen deutschen Wächter gebracht habt. Aber, Gute, nicht gebe es Gott, daß wir Euren Wächter stören sollten; vielmehr haltet ihn zu Eurem und Euren Gutes Schutz. Wir geben bei unserem wahren Glauben als türkische Herren diesen unseren Brief, Gute, in Euere Hand, das ganze Heer zusammen, daß wir Euch kein Leides thun, vielmehr Euch beschützen werden; nur daß wir, Gute, Euch befehlen, daß Ihr den Hüter nicht außerhalb des Grabens herauslasset; denn vielerlei Menschen gehen umher, wer weiß, was ihm draußen zustoßen mag? Indessen möge die Stadt keinen Hajduckenoldaten einlassen, sonst möchte sie selber mit ihnen Böses befahren. So Ihr irgend einen Menschen oder Heerhaufen sehet, möge ein Bauersmann zuerst an den Graben kommen. — — Bezdan Aga von Kalocsa, Hassan Aga, Hassan Tihaja und das ganze Heer.“

Wie gesagt, es ließ sich nur durch Klugheit und indem man sich in die Umstände schickte, erreichen, daß in der Gegend sehr viele Ortschaften erhalten blieben und als bewohnte Plätze die Türkenherrschaft überdauerten. So außer dem eben erwähnten Dömjöd noch Dab, Tass, Bereg, Szalk-Szent-Márton, Duna-Becse, Solt, Duna-Pataj, Ordas, welche bei der Conscription im Jahre 1691 sämmtlich als bewohnte Plätze erwähnt werden und demgemäß auch ihre Steuer ausgeworfen erhielten.

Die Einwohnererschaft aller dieser Orte ist grundmagyarisch und nur die später zur Besiedlung gelangenden Gemeinden der Gegend wurden von anderen Nationalitäten besetzt. So wanderten zum Beispiel die Bewohner von Kis-Harta aus Schwaben ein, fanden jedoch in der Gemeinde auch schon eine Anzahl Magyaren vor, die sich von den Nachbarplätzen dahingezogen hatten. Duna-Egyháza bevölkerte sich mit oberländischen Slovaken, und zwar nicht auf Grund der Hörigkeit, sondern eines Vertrages, so daß daselbst gar kein Urbarialverhältniß bestand.

Das Landvolk beschäftigt sich nur in den von der Donau entlegenen Theilen ausschließlich mit Ackerbau. In den Gemeinden des Donau-Ufers verlegen sich sehr viele auf die Schifffahrt. Aus ihnen stammen größtentheils die Matrosen und sonstigen Mannschaften der Donauschiffe. Außerdem halten viele Schlepper, auf denen sie das Getreide ferner Gegenden nicht nur bis Budapest und Raab, sondern bis Passau hinauf befördern. Diese Schlepper werden dermalen schon zumeist durch Dampfschiffe stromauf bugfirt, doch sieht man sie hier und da auch noch mit 15 bis 20 Pferden bespannt unter großem Lärmen und Zurufen der Rutscher, mit schwerer Mühe die Strömung überwinden. Die Bemannung dieser Schleppschiffe ist fast ausschließlich hier herum zu Hause und schon an ihrer Tracht zu erkennen. Die Leute tragen nämlich aus dünnerem Stoff gefertigte, faltige, unten weite Beinkleider und kurze, etwas über die Taille hinabreichende Jacken. Das Volk ist arbeitfam, sparsam, wohlhabend. Die Gemeinden sind verhältnißmäßig sehr volkreich und liegen dicht bei einander.

An monumentalen Gebäuden ist die Gegend äußerst arm. Eigentlich ist nur ein Bau dieser Art zu nennen, die schon erwähnte reformirte Kirche zu Deza.

Die Insel Csepel.

Gleich unterhalb der Hauptstadt theilt sich der Donaustrom in zwei Arme, mit denen er die Insel Csepel umfaßt. Der östliche Arm zieht am Rande der Ebene südwärts, etwa 55 Kilometer lang; der westliche ist etwas länger (etwa 58 Kilometer) und stellenweise mit höheren Ufern eingefast. Bei Batta und Ercsi erhebt sich das Gestade steil bis zu 20 und 30 Meter über dem Wasserpiegel, bei Rác-Almás erreicht diese Erhebung sogar 60 Meter.

Jeder der beiden Arme bildet überdies noch kleinere Eilande, unter denen die bemerkenswerthesten die Inseln Somlyó (oberhalb Dömsöd), Haraszt und Haros (Tétény gegenüber) sind. Insgesamt enthalten die beiden Donau-Arme bei Csepel nicht weniger als vierzehn solche Inseln.

Die Insel Csepel selbst ist eine große Niederung, wo das Volk einen fünf Meter hohen Sandhügel schon Berg nennt. Daher ist sie den Überschwemmungen der Donau sehr ausgesetzt. Hier und da gibt es Acker besserer Qualität, im Übrigen ist der Boden Sand, den man neuerlich mit vielem Eifer zu binden trachtet, der aber infolge der früher betriebenen Waldverwüstung vielfach den Charakter des Flugsandes angenommen hat.

Einmal waren diese sandigen Flächen mit Wald bedeckt und die Insel galt für einen der lieblichsten Theile des Landes. Bischof Nikolaus Dláh berichtet von ihr, daß sie Überfluß habe an Fasanen, Rebhühnern, Drosseln, Hirschen, Wildschweinen, Damwild und Hasen; außerdem sei sie so reich an Wäldern, Weingärten und Feldgewächsen, daß sie nichts vermissen, was für Nothdurft und Genuß des Lebens erforderlich: „welches meinem Herrn Ludwig II. und seiner Gemalin, Königin Maria, häufig zu Lust und Kurzweil gedeiht. Selbst in Theffalien könnte man keinen schöneren Ort finden“.

Ein so angenehmer Aufenthalt mochte die Insel auch vorher sein. Die Überlieferungen melden, daß die magyarischen Einwanderer unmittelbar nach dem über Zalan erkämpften Siege hier Rast halten, hier zuerst ihren ständigen Wohnsitz aufschlugen, und daß hier sich die erste fürstliche Hofhaltung entwickelt. Wie König Bélas anonymes Notarius bezeugt, „gingen Fürst Árpád und seine Edlen in die Insel hinein und da sie die Fruchtbarkeit und Üppigkeit jenes Ortes und die Stärke der Gewässer der Donau sahen, gewannen sie den Ort unendlich lieb und beschloßen, daß dies eine fürstliche Insel sein und daselbst jede edle Person Haus und Hof haben solle“. Und lange blieb die Insel Fürstensitz. Paläste, Klöster, Kirchen schmückten sie und von manchem Bau waren die Ruinen noch lange sichtbar. Bis zur Katastrophe von Mohács bildete die Insel das Brautgeschenk der Königinnen. Und auch heute ist sie königliches Eigenthum.

Nach der Schlacht bei Mohács wurde, man weiß nicht wie, Stefan Eszterházy Besitzer der Insel; er verkaufte sie sammt allen dazugehörigen Puszten um 25.000 Gulden an den General Heißler. Von diesem kaufte sie drei Jahre später Prinz Eugen von Savoyen um 85.000 Gulden, dann ging sie im Wege der Erbschaft auf die Erzherzogin Maria Christine und das durchlauchtigste Herrscherhaus über.

Da die Insel unmittelbar unterhalb der Hauptstadt gelegen ist, hatte sie von allen den Kriegen zu leiden, welche um die Herrschaft im Lande geführt wurden. Hier bot sich der günstigste Punkt, von dem einen Ufer der Donau auf das andere überzusetzen. Schon die Heere Árpáds hatten hier den Übergang bewerkstelligt. Die Türken rotteten einen Theil



Fasanerie auf der Insel Csepel.

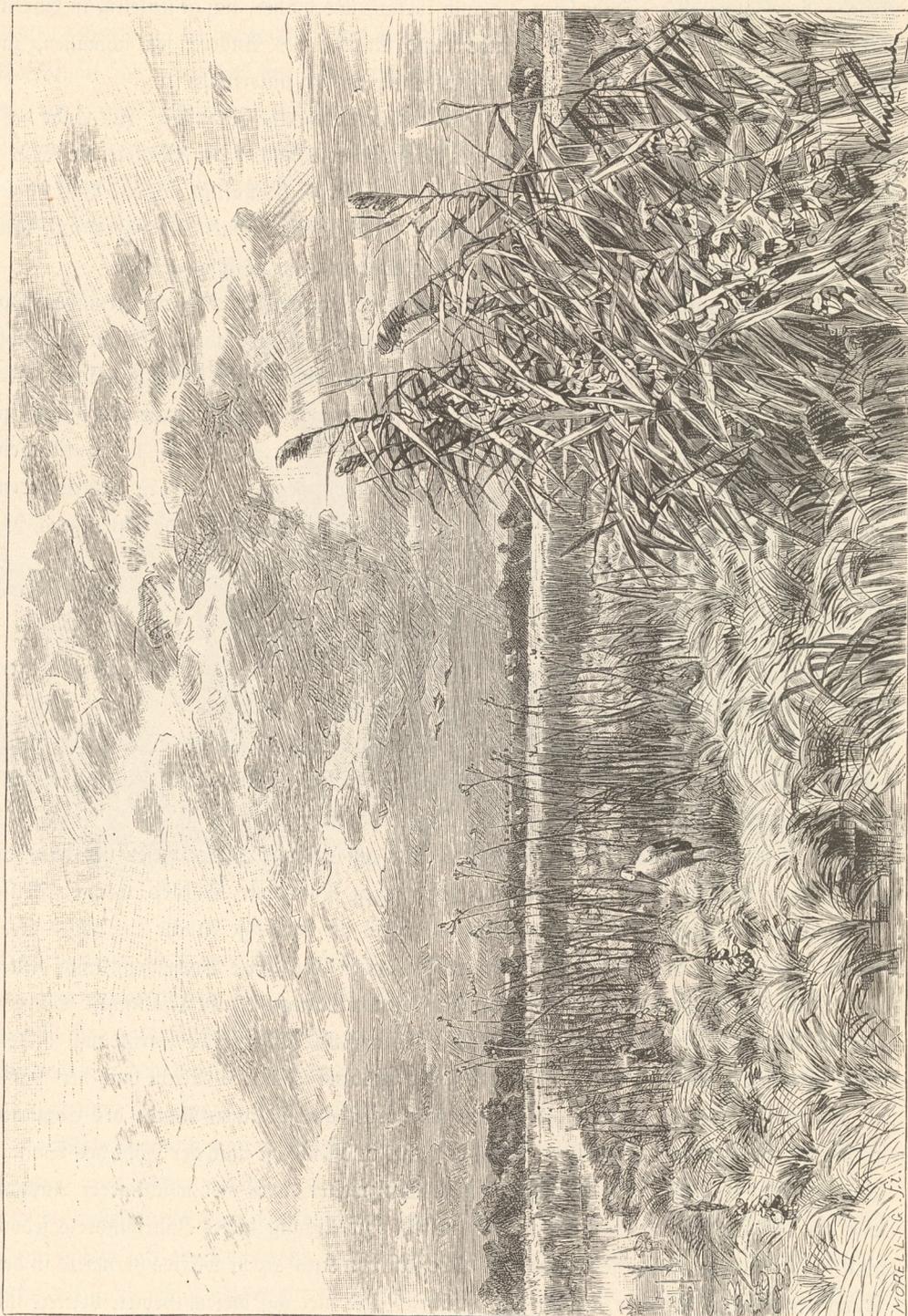
der Bewohner aus und zerstreuten die übrigen. Letztere zogen sich auf die kleineren Inseln der Donau und in die Sümpfe ihres linken Ufers zurück, bis die schlimmste Gefahr vorüber war, worauf sie wieder in das alte Nest zurückkehrten. Ihnen schlossen sich auch Fremde an, so daß die Insel alsbald bevölkert war. König Wladislaus I. verpflanzte im Jahre 1440 die von den Türken vertriebenen „raizischen“ Bewohner der alten Stadt Kevi (an der unteren Donau, in der Gegend des jetzigen Rubin) auf die Insel Csepel, in die Gegend des damals verlassen stehenden Abrahámegyháza. Die neuen Ansiedler nennen die Stadt Kevi und sie erhält ihretwegen den Beinamen „Kácz“ (Káczevi). Die neuen Bewohner, unter die sich auch viele Magyaren mischen, bringen die Stadt zur Blüte, treiben Gewerbe und Handel nach fernen Gegenden. Ein Gedicht des Matthäus Skaricza vom Jahre 1581 erwähnt die Familie Borbász, die auf einer einzigen Fahrt mit ihren Schiffen so großen Gewinn erzielt, daß sie davon die Kirche aufzubauen vermag.

Doch die Türken zerstören diese sammt der ganzen Stadt. Wieder sammelt sich das Volk, ein geringer Rest des früheren. Den Kern der Bevölkerung bilden Magyaren, die Serben haben sich größtentheils nach Komorn geflüchtet. Und das Volk leidet schwer, nicht nur von den Türken in Ofen, sondern auch von befreundeten Heeren, die ins Land kommen. Aus dem Jahre 1684 hat sich die Klage der Richter erhalten, „daß die Polen und Deutschen des Heeres, welches Ofen belagerte, in die Stadt eingebrochen seien und die für das heilige Abendmahl gebrauchte silberne Schüssel, sammt dem Kelche und den dazu gehörigen Geräthschaften als Raub mit sich genommen hätten.“

Nach der Vertreibung der Türken gab es nur in Ráczevi und Sziget-Szent-Miklós ursprüngliche Einwohner, die übrigen Gemeinden siedelten sich neu an. Die Gemeinde Tököl wurde von Raizen aus Dalmatien und Serbien besetzt, die Bewohner von Sziget-Szent-Márton kamen aus Franken und Schwaben herein, Sziget-Ujfalu war eine Colonie von Deutschen aus Oesterreich, die Vorfahren der Einwohner von Becse aber kamen aus Steiermark, Oesterreich und Schwaben.

Bei der Berührung der verschiedenen Stämme untereinander ist hier ein eigenthümlicher Fall zu beobachten. Die serbische Bevölkerung, die doch ursprünglich das Übergewicht hatte, verliert überall an Boden, zum Vortheil der magyarischen und deutschen Bevölkerung. Nicht nur ist die Vermehrung der serbischen Einwohnerschaft eine viel geringere, als der deutschen oder magyarischen, sondern sie geht auch im Wohlstand gegen diese zurück. In Esép gibt es heute kaum mehr eine serbische Bevölkerung, die aber früher überwog. In Csepel siedelte sich im vorigen Jahrhundert nur am nördlichen Theile des Dorfes eine Gasse voll Deutscher an, und heute ist das ganze Dorf deutsch geworden und diese Deutschen wandeln sich in Magyaren; die früheren Einwohner haben sich entweder zerstreut, oder sind Deutsche geworden. Von Sziget-Szent-Márton siedelten die Serben, als daselbst die Zahl der deutschen Ansiedler immer stieg, in demselben Maße nach Ráczevi über. In Becse aber geschah es schon 1706, daß eines Nachts alle Raizen getroffener Verabredung gemäß nach der benachbarten Gemeinde Lóré auswanderten.

Gleichwie die Birke in manchen Regionen die Buche ausrottet, diese aber in anderen Gegenden die Eiche verdrängt und selber ihren Platz einnimmt, so sieht man hier die deutsche und magyarische Bevölkerung ohne besondere Verabredung oder Planmäßigkeit nach und nach Grund und Boden der Serben aufkaufen und diese selbst zur Auswanderung bewegen. Und doch ist zu bemerken, daß die Einwohner untereinander von Anfang an duldsam waren, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit von Ursprung und Glaubensbekenntniß. So faßte die Stadt Ráczevi schon 1725 einen Beschluß, der wahrlich dem damaligen Zeitgeiste weit voraus war. Sie beschloß nämlich: „Da die Stadt aus drei Religionen oder „status“ bestehe, das heißt aus Römisch-Katholischen, Reformirten und Raizen oder solchen griechischer Confession, so möge fürderhin die Gerichtsbarkeit eine den Angehörigen aller drei Religionen oder Bekenntnisse gemeinsame sein, so zwar, daß, da der reformirte Status doppelt so viel betrage als der katholische und raizische, in zwei auf einander folgenden Jahren der Richter aus dem die reformirte oder helvetische Confession bekennenden Status gewählt werde, nach den zwei Jahren aber beide Parteien, nämlich ein Papist und ein Raize, durch Rathschluß zur Abstimmung vorgeschlagen werden, unter denen dann die Wahl für das Richteramt durch Abstimmung der Gemeinde zu treffen sei“. Bei derselben Gelegenheit wurde auch bestimmt, daß, da sie insgesammt



Swampy landscape in Scharf.

Brüder, die Söhne einer Stadt seien, sie auch fortan, wie bisher, sich gegenseitig in Ehren halten mögen und „Niemand den Glauben und Stamm des Anderen zu schmähen, zu beschmutzen oder falsch zu nennen bei schwerer Ahndung sich unterfange“.

Zu jener Zeit hatte noch die Insel eine bemerkenswerthe Industrie. Am Ende des vorigen und auch am Anfange des jetzigen Jahrhunderts hatten die Müller, die Sziir-Schneider, Weber und Schuster besondere Innungen. Heute beschäftigt sich das Volk schon ausschließlich mit Ackerbau. Trefflich geordnet ist die Wirthschaft besonders auf den Arondomänen, deren Wildparke und Fasanerien auch reich an Wildstand sind.

Ein gesellschaftliches Leben jedoch entwickelte sich nur in Ráczevi einigermaßen, wo die Direction der Kron Güter ihren Sitz hat und auch Bezirksgericht und Stuhlrichteramt einige Bewegung in den Verkehr bringen. Den gebildeteren Ständen dient das Casino als Vereinigungsort, die ärmere Classe aber hat für sich sogar zwei Lesevereine gegründet, in denen das Volk mit dem Lesen von Zeitungen und dem Besprechen der politischen Ereignisse sich die Zeit vertreibt. Solchen Lesevereinen begegnen wir in volkreicheren ungarischen Städten auf Schritt und Tritt. Sie bekunden die wachsende Intelligenz, die Leselust und auch die geselligen Neigungen des Volkes.

Der Sárköz.

Wenige Gegenden kommen an Eigenartigkeit der Gestaltung jener tief gelegenen Niederung gleich, deren bedeutendste Stadt Kalocsa ist.

Sárköz (Moorwinkel) nennt das Volk dieses Gebiet, das auf der einen Seite durch die Linie Duna-Bataj-Nis-Körös, auf der anderen durch die Straße von Nis-Körös nach Baja, auf der dritten, westlichen, durch die Donau begrenzt wird.

Das mittlere Niveau dieser Tiefebene liegt um mehrere Meter tiefer als das der umliegenden Gebiete. Von Császártöltés aber gegen Rádudvar, Sükösd, Esanád ist sie mit scharfen uferartigen Höhen eingesäumt, als hätte die sumpfige Fläche ein hohes See-gestade. Die Donau mag dieses Terrain gebildet haben, die ganze Bodengestaltung deutet darauf hin, sowie nicht minder gewisse noch heute genau wahrnehmbare Thatfachen. Sümpfe und Wasseradern durchsetzen die ganze Fläche. Der Bajas-fof (Bajas-Vorsprung) bildete einen förmlichen Arm der Donau, der bei Toktö ausbrach (daher vielleicht auch der Name der Ortschaft), und an Bática, Fajsz, Dusnof vorbei am südlichen Rande des Comitats wieder in die Donau zurückfloß, nachdem er rechts und links, je nach der Höhe des Wasserstandes, mehr oder weniger Sümpfe gebildet. Ein zweiter, noch viel mächtigerer Ausguß war der des Drjeg, der zwar nicht mehr besteht, zu Anfang dieses Jahrhunderts jedoch noch in großer Breite alle jene Wässer, welche sich von Kun-Szent-Miklós herwärts in den Sümpfen gesammelt hatten, der Donau zuführte. Und hier auf diesem Gebiete breitete sich

der Drjeg ganz flach aus, in der Form eines seichten Sees, dessen Wasser viele Quadratmeilen bedeckte und in seinem Röhricht und Binsegestrüppe den Büffeln einen gar wohligen Aufenthalt bot. Man hat den Drjeg trockengelegt, aber der tiefgelegene Grund füllt sich, wie ein richtiges Reservoir der Donau, an seinen gesenkten Stellen noch jetzt mit Wasser, sobald die Donau um ein Bedeutendes über den gewöhnlichen Wasserstand steigt.

Der Grund ist überall schlammiger Thon. Stellenweise ist seine Oberfläche mit großen Massen Moor aus Binse und Rohrwurzeln bedeckt. Unterhalb aber, in einer



Büffelgespann im Sárköz.

Tiefe von ein oder zwei Fuß, liegt der Torf, der verkohlte Rest des Röhrichts längst vergangener Weltalter. Kurz, es ist dies ein Gebiet, das vor nicht langer Zeit erst aus dem Wasser aufgetaucht ist, und die benachbarten Örtlichkeiten, sowohl jenseits der Donau, als auch auf den diesseits gelegenen, mäßig hohen Sandbänken, waren längst bewohnt, als hier noch der Zugvogel Alleinherrscher war.

Wahrscheinlich lag zu irgend einer Zeit dieses ganze Gebiet am rechten Ufer der Donau. Der Strom mochte damals zwischen Császártöltés und Esanád geflossen sein und die daselbst sichtbare Uferböschung war offenbar der Rand des Flußbettes selbst. Dann höhnte sich die Donau ihr Bett immer weiter gegen Westen aus, sie zog sich immer mehr auf ihren jetzigen Lauf zurück. Dafür spricht nicht nur die Bodenbeschaffenheit dieser

ganzen Strecke, sondern auch der Umstand, daß hier die Donau auch jetzt noch ihr rechtsseitiges Ufer stark benagt und immer weiter gegen Westen vordringt. Bei Dombori zum Beispiel hat das Wasser binnen zehn Jahren mehr als hundert Joch Feld weggenommen, bei Tolna aber gehören vom linksseitigen Gebiet mehrere Hundert Joch, die vordem jenseits des Wassers lagen, zur Tolnaer Gemarkung. Und ebenso war es vor Alters. Aus den geographischen Ortsbestimmungen des Claudius Ptolemäus, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte, können wir uns überzeugen, daß die Donau seit seiner Zeit auf dieser Strecke ihren Lauf viel weiter nach Westen verlegt hat.

Die seichten Seen, die wir in dieser Gegend finden, die aber in geringerer Anzahl und Ausdehnung auf dem ganzen Gebiet zwischen Donau und Theiß vorkommen, unterscheiden sich bedeutend von jener Gattung der stehenden Gewässer, welche wir oben Natronseen genannt haben. Der Grund dieser seichten Seen ist eine für Wasser durchlässige Schichte, zumeist mit Thon vermischter Sand; er ist morastig und moorig. Selbst wenn ihr Wasser verdunstet ist, scheint es kaum möglich, durch ihr Buschwerk zu dringen. Oben liegt das Moor längst trocken, während es auf seinem Grunde noch lauter Schlamm ist. Ihre Ufer verlaufen sehr sachte und je nach dem höheren oder niedrigeren Wasserstand wechselt daher die Größe des Sees bedeutend. Wenn es viel Schneewasser gibt und die Donau hohes Wasser hat, stehen die Sümpfe mit einander in Verbindung. Der Drjeg nimmt zu solcher Zeit die Gewässer von ausgedehnten Landstrecken in sich auf. Die Wasser sämtlicher seichten Seen, von Szalk-Szent-Márton angefangen, sind durch den sogenannten Nagy-Ér (große Ader) verbunden, der mit mehreren Armen nach Kun-Szent-Miklós, Fülöpszállás, Szabadszállás ausgreift und dann unterhalb Ászató in den Drjeg fällt. Bei Császártöltés verengt sich der Drjeg schon zum Fluß, macht eine Wendung gegen Hajós und fließt dann der Donau zu, so mächtig, daß er sogar Mühlen treibt. Treten dürre Jahre ein, so trocknen die seichten Seen aus, nicht minder der Drjeg (jetzt schon rascher, seitdem er kanalisiert ist) und die Seegründe werden als Felder umgeackert.

Die seichten Seen unterscheiden sich von den Natronseen am meisten dadurch, daß sie mit einer üppig wuchernden Vegetation bedeckt sind. Nur an den tieferen Stellen findet sich glattes Wasser, unter dessen Oberfläche die langen Stiele des Wasser-Nagelkrautes wachsen. Am Rande des glatten Wassers wird der innerste grüne Saum durch dichtes Rohr gebildet, welches, wie die gute Saat, jede andere Pflanze zu unterdrücken trachtet. Gegen das seichtere Ufer hin beginnt die weißblühende Schmerwurz sich einzumischen und rankt sich an den Rohrhalm hinan. Hier und da wiegt eine Wasser-aloë mit stacheligen Blättern ihre weißen Blüten, die weiße Nymphaë breitet ihre Blätter auf dem Wasserspiegel aus und läßt ihre schneeigen Blüten nur wenig hervorblicken; die gelbe Seerose und die schwertblättrige gelbe Lilie entfalten wetteifernd ihre prächtigen Blüten. Je näher



Erzbischöflicher Palast in Kalocsa.

dem Ufer, desto häufiger werden die scharfblättrige Böttchersegge, die Kolbenbinse, das schwimmende Sammtkraut, das weißblühende Wasserbutterkraut und der bittersüße Nachtschatten mit seinen violetten Blüten und um sich greifenden Ranken. Im seichteren, etwa knöcheltiefen Wasser ist das Reich der Binse mit ihren dunklen, knotenlosen Trieben. Dann folgen die Cypergräser, welche das Sauerheu geben, das Moorgras und die duftige Krauseminze. Die Wasserpflanzen bilden das Moor und den Torf. Die Pflanzen mit weichen Stengeln bereiten den Boden vor für das Rohr, dieses aber für das Rietgras. Wenn verquecktes Rietgras an die Stelle des Rohres tritt, bildet sich eine zusammenhängende Schichte, eine Sumpfwiese; ist aber die Segge (*Carex stricta*) die herrschende, dann wird der Grund moorig.

Zur Zeit der Einwanderung der Magyaren war diese Gegend schon bewohnbar und bewohnt. Der erste Ungarkönig gründete in Kalocsa ein Bisthum, was beweist, daß dieser Ort schon damals seine Bedeutung hatte. Und auch für das hohe Alter einiger Gemeinden der Umgegend sprechen historische Urkunden. Ihrer eigenthümlichen Lage, besonders ihren Sümpfen hat es diese Gegend zu danken, daß sie in Kriegszeiten nicht so viel leiden mußte als die benachbarten Gebiete, und daß ihre Bevölkerung nicht auch ausgerottet wurde. Ganz verschont blieb sie aber trotzdem nicht. So war Kalocsa selbst vor der Türkenzeit eine glänzende Stadt mit gepflasterten Straßen und einer steinernen

Ringmauer, während es im XVII. Jahrhundert fast ganz verkam. Aber trotzdem hatte es Einwohner, wofür der Umstand spricht, daß es bei der Contribution im Jahre 1690 100 Megen Getreide und drei Stück Schlachtvieh zur Verpflegung des Militärs beizusteuern hatte.

Die zusammengeschmolzene Bevölkerung mußte sowohl in Kalocsa, wie auch in manchen Nachbargemeinden durch Besiedlung ergänzt werden. Die Ansiedler wurden meist aus Dalmatien geholt. Da sie aber hier schon magyarische Bewohner vorfanden, magyarisirten auch sie sich und unterscheiden sich dormalen weder in Sprache, noch in Tracht oder Sitten vom urwüchsigem Magyarenthum. Sie wissen nicht einmal, daß ihre Väter anderen Ursprunges waren. Nur die Gemeinde Dusnof verblieb zum Theil dalmatinisch.

Die Dörfer und Gemeinden verdienen in mancher Hinsicht Beachtung. Bogviszló liegt auf der Insel zwischen altem und neuem Donauarm von dichter Waldung umgeben, im Winter oft Monate lang von der Welt abgeschnitten. Hajós, ehemals Wohnsitz der Erzbischöfe von Kalocsa, ist heute erzbischöflicher Lustsitz. Duna-Pataj ist eine wohlhabende ungarische Stadt mit schöner, unternehmungslustiger, politisch reifer und lernbegieriger Bevölkerung. Foktö verdient besondere Erwähnung. Seine Einwohner treiben zumeist Gartenbau. Sie bestellen ihre Acker nicht mit Weizen, sondern mit Gemüse, namentlich mit Zwiebeln, Kraut, Paprika, gelben Rüben. Diese Producte trägt das Volk selbst bis auf große Entfernungen zum Verkauf umher. Auf allen Märkten von Budapest, Waizen, Keskemét, Beszprim, Mohács u. s. w. findet man die Leute von Foktö.

Hauptort der Gegend ist Kalocsa, mit 16.000 Einwohnern. Es ist der Sitz eines Erzbisthums und verdankt seinen Erzbischöfen, unter denen uns hervorragende Gestalten der Landesgeschichte begegnen, seine Culturanstalten und stattlicheren Gebäude. Obzwar wiederholt zerstört, blieb es doch fortwährend der Mittelpunkt des Culturfortschrittes einer ansehnlichen Landschaft, und ist dies auch heutigestags. Seine Schulen stehen unter den Lehr- und Erziehungsanstalten Ungarns an hervorragender Stelle. Das Priesterseminar befähigt jährlich 30 bis 40 Zöglinge für den geistlichen Beruf. Gymnasium und Convict, 1860 durch Erzbischof Kunzt gegründet, gehören zu den besten Erziehungsanstalten des Landes. Es finden daselbst 160 Jünglinge Wohnung und Verpflegung, darunter solche aus den ersten Familien Ungarns. Das Institut steht unter der Leitung der P. P. Jesuiten und ist mit allen Lehrmitteln reich ausgestattet. Und von noch unmittelbarem Einflusse auf die Volksbildung ist die Stadt durch die daselbst errichtete Lehrerbildungsanstalt und das Kloster der nach unserer lieben Frau benannten Schulschwestern, welches mit einer Erziehungsanstalt für Elementar- und Bürgererschullehrerinnen und einer Kleinkinderbewahranstalt verbunden ist.



Dom in Kalocsa.

Die Gebäude aller dieser Anstalten gereichen der Stadt zum Schmucke, wie nicht minder die anderen monumentalen Gebäude des erzbischöflichen Sitzes. Die Domkirche wurde durch die Erzbischöfe Graf Emerich Csáky und Graf Josef Batthyány errichtet, nachdem die ältere durch hajduckische Streifcorps zerstört worden war. Der erzbischöfliche Palaß stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und enthält eine Bibliothek von etwa 70.000 Bänden und gegenwärtig auch das außerordentlich reiche Herbarium des Cardinals Ludwig Hajnalb. Eine ganze Gruppe von stockhohen Domherrenhäusern und das Centralgebäude der erzbischöflichen Domäne vermehrt noch die Anzahl der stattlichen Bauten, welche Kalocsa zur schönsten Stadt in einem weiten Bezirke machen.

Die Sandgegend.

Wir haben oben bei der Beschreibung des Sárköz erwähnt, daß von Császártöltés hinab bis zur Donau die tiefer gelegene sumpfige Gegend durch höhere Ufersäume begrenzt wird. Ostwärts von diesen Ufersäumen erstreckt sich eine mit Sandhügeln bedeckte Fläche, deren durchschnittliches Niveau etwa 20 Meter über der Niederung des Sárköz liegt. Dies ist die unfruchtbarste Sandfläche des Comitats, ja es sind im ganzen Lande vielleicht nur die Sanddünen von Telecska noch öder. Hier und da hat man versucht, durch Sträucher und Bäume den Sand zu binden, doch ist dieser so mager, daß er seine Vegetation nicht hinreichend zu ernähren vermochte. Aunderwärts ist das herrschende Element der echte Flugand. Es ist dies ein gelblicher Sand, aber von weit hellerem und auch größerem Korn, als der weiter oben in der Mitte des Comitates vorkommende. Jeder stärkere Wind wirbelt ihn auf und entführt ihn. Im Frühling, besonders um die Zeit der sogenannten Fastenwinde, wenn es noch keinen Pflanzenwuchs gibt, der die Sandkörner festhalten könnte, macht sich das Terrain leicht auf, um zu wandern. Der ganze Sehkreis umschleiert sich. Der untere Rand des Himmels nimmt eine schmutzig gelb-grauliche Farbe an, was ein ungeübtes Auge für Wettergewölk halten mag. Die junge Saat wird vom Sand am Halme abgeschnitten oder versengt. Wo er auf seinem Wege ein Hinderniß findet, da setzt er die größeren Körner ab. Zuweilen genügt schon ein dürrer Strunk, um die Entstehung eines Sandhaufens zu bewirken. Beim nächsten Winde wächst der Haufen und wird so mit der Zeit zu einem Hügel. Von Ort zu Ort trägt der Wind diesen losen Sand. Was heute noch ein Hügel ist, das wandert in einigen Jahren ganz anderswohin. Und am Tag nach dem Sturme liegt die ganze Ebene wellenförmig da, als wäre ein großer See mitten in seinem Wellenspiel erstarrt.

Die kleinen Thäler zwischen den Sandhügeln eignen sich trefflich zu Schlupfwinkeln. Ganze Schafherden bergen sich da und Keiner bemerkt sie, bis er ganz in die Nähe gelangt



Sandhügel.

ist. Ehemals hielten die „armen Bursche“ an solchen Plätzchen ihre Tagesrast und harrten in Sicherheit, bis die Nacht niedersank und ihnen gestattete, mit der ganzen Herde weiterzuziehen. Die Sandgebiete um Kis-Körös sind in dieser Hinsicht die bemerkenswerthesten; sie erstrecken sich gegen Norden bis an die Eisenbahnlinie Budapest-Czegléd hinauf und im Süden bis zur Linie Szegedin-Maria-Theresiopel hinab. In den nördlichen Theilen jedoch ändert sich die Natur des Sandes. Er wird milder und fruchtbarer. Seit dem Anfange der Sechziger-Jahre ist er sogar gebunden. Seit der Bewaldung der herzoglich Coburg'schen Puszta Vacs hat jeder Besitzer aufzuforsten begonnen. Und dort, wo vor dreißig Jahren der Wind unbeschränkt schaltete und der Boden höchstens als Weidegrund zu benützen war, sind jetzt die Ackertafeln mit Akazien umpflanzt und schmucke Tanyas werden überall sichtbar, auch diese mit schattenden Akazien umgeben, die dem Winde zu trotzen fähig sind. Heute sieht sich die Gegend schon mehr gartenmässig an und abwärts von jener Bahnlinie, beinahe bis Tzjá, ist die umgestaltende Arbeit der Cultur nirgends zu verkennen. In Batya, Hernád, Dános, besonders aber bei Vacs, wo vor nicht Langem noch der Wind allein die Felder pflügte, reiht sich eine Pflanzung an die andere.

Unten aber in der Nachbarschaft von Kis-Körös ist der Sand noch jetzt wild, und langsam nur vermag die fleißige, aber spärliche Bevölkerung seiner Herr zu werden. Und was an Pflanzenwuchs auf diesem Sandgebiete vorkommt, trägt den Wüstencharakter. Kennzeichnend für ihn sind die niedrigen, kurzhalmmigen Grassfelder. Diese entsprechen dem Klima und den natürlichen Verhältnissen am besten. Der Verbreitung vieler Pflanzen ist

schon der Umstand ungünstig, daß auf dem Sande die Ausdünstung eine sehr starke ist; so dauern denn meist jene Arten aus, welche die Neigung haben, dichte Grasfelder und Rasen zu bilden. Perennirende Pflanzen kommen in geringer Zahl vor; sehr viele haben nur eine Lebensdauer von wenigen Wochen. Bei späten Frösten und früher Dürre sind diese die widerstandsfähigsten. So kommen von den Knollen- oder Zwiebelgewächsen — diesen Sinnbildern des kurzen Lebens und der vergänglichen Pracht — hier und da die einheimische Zeitlose, der Safran, dreierlei Vogelgras, dreierlei Asphodill und ein ganzes Heer von Orchideen vor. Jene Pflanzen, welche zu ihrer vollen Entwicklung mehrere Monate brauchen, waren in diesen Sandgegenden dem Kampfe ums Dasein nicht gewachsen, da die Sommerhitze ihrem Leben ein Ende macht. Jene hingegen, die ihre Lebenshätigkeit um die Mitte des Sommers abschließen, haben sich zu Herren des Raumes gemacht und überhand genommen. Eine besondere Eignung zum Fortkommen bekunden ferner die Pflanzen, welche lange, vielverzweigte Wurzeln bilden, mit deren Hilfe sie sich selbst im lockeren Sande festklammern. Die Brachdistel (*Eringium*) senkt ihre dicke, starke Wurzel über ein halbes Meter hinab, bis zu einer Tiefe, in der sie noch immer etwas Feuchtigkeit findet, und das *Echium vulgare* schlägt völlig ankerförmige Wurzeln in den lockeren Boden ein. Der großen Dürre widerstehen jene Pflanzen am besten, deren Stengel flaumig, haarig ist. Ihre Ausdünstung ist viel geringer. Sie kommen in diesem Gebiete auffallend zahlreich vor, so die *Asperula glauca*, *Euphorbia etula*, *Anchusa*, das *Echium*, die Strohblume (*Xeranthemum annuum* L.), der Marienflachs („Waisensmädchenhaar“, *Stipa pennata*), eine Specialität des ungarischen Alföld. Auch die anderwärts heimischen Pflanzen zeigen, sobald sie hieher gelangen, die Neigung, sich zu behaaren, wobei ihre Stengel und Blätter dünner, starrer und saftloser werden.

Die Bevölkerung der hier geschilderten Sandgegend hat sich vor nicht langer Zeit angesiedelt; meist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Zum Theil barg sie sich im Überschwemmungsgebiete der Donau, im Sárköz, vor der türkischen Willkür, und zog, als die unruhigen Zeiten vorbei waren, auf die höheren Landrücken hinauf, wo sie nicht soviel mit dem Wasser zu kämpfen hatte. Besonders war das alte Donau-Ufer ein beliebter Niederlassungsort. Die Einwohner des Dorfes Esanád ließen sich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ihrem jetzigen Wohnplage nieder; der frühere befand sich näher an der Donau. Die magyarisch und dalmatinisch gemischte Bevölkerung des Dorfes Szent-Ístván ist von der Donau-Insel auf den höheren Uferabhang übersiedelt, Keczel aber wurde durch seinen Grundherrschaft, den Erzbischof von Kalocsa Grafen Gabriel Patachich, mit Einwohnern von Miske bevölkert. Dieser Ort eignete sich ganz besonders zur Niederlassung. Am Rande der Niederung befindlich, erhielten die Einwohner auch feuchte Wiesengründe zum Eigenthum, ohne daß ihre Häuser durch Überschwemmungen gefährdet waren. Überdies fand ihr Vieh

auch zur Zeit des Hochwassers hinreichende Weide auf den hochgelegenen Sandstrecken. So kam es, daß der hohe Hügelrücken am äußersten Rande des Örjeg-Sumpfes ganz mit Ortschaften besetzt ist, wie Keczel, Császártöltés, Mádudvar, Sükösd, Csanáád, Szent-István, Szeremle.

Die Bevölkerung ist da vorwiegend magyarisch. Nur die Vorfahren der Bewohner von Császártöltés wurden durch Kaiser Leopold aus Mecklenburg dahin verpflanzt, um durch den Örjeg einen Damm für das Militär zu bauen, und auch in Mádudvar wohnen



Petöfi's Geburtshaus.

Deutsche und Magyaren vermischt. Ein Theil von Sükösd war einst dalmatinisch. Doch ist die ursprüngliche Sprache schon in Vergessenheit gerathen.

Eine Strecke weiter weg vom alten Donau-Ufer, doch unfern von Kis-Körös, liegt Izzák. Dies ist der einzige Ort der Gegend, der in der Türkenzeit nicht zerstört worden. Seine Einwohner fanden passende Schlupfwinkel auf den Inseln und im Röhricht des Kolon-Sees, einem Gebiete von nahezu 5.000 Joch.

Der bemerkenswertheste Punkt der Gegend ist Kis-Körös. Die Grundbesitzer Stefan und Johann Battay haben es im Jahre 1718 mit Leuten aus den slowakischen Gegenden der Comitate Nógrád, Hont, Neutra und Thurocz bevölkert, die sie von allen

Urbariallasten befreien, gegen jährliche Bezahlung von 150 Gulden Rheinisch und Lieferung von zwei Stücken carmoisinrothen Leders, groß genug für 4 Paar Stiefel.

Auch der Geburtsort Alexander Petöfisz, wo der größte ungarische Lyriker am 1. Jänner 1823 getauft wurde, ist hier zu suchen. Szabadszállás, Félegyháza, Kis-Kőrös, sogar Kecskemét stritten sich um diese Ehre. Sein Geburtshaus ist mit einer Denktafel bezeichnet und auf dem Marktplatz steht sein Standbild, durch die Bevölkerung der Stadt und Gegend errichtet. Gleich dem Seeadler, der im Rohre sein Nest baut, hat aus diesem bescheidenen, rohrgedeckten Häuschen jener große Geist seinen kühnen Hochflug genommen, der den ungarischen Namen bei den Völkern der ganzen gebildeten Welt bekannt machen sollte.

Die „drei Städte“.

Czegléd. — Nagy-Kőrös. — Kecskemét.

Es gibt keine anderen drei Städte in Ungarn von so gleichmäßiger geschichtlicher Entwicklung, wie die Städte Czegléd, Nagy-Kőrös und Kecskemét. Alle drei sind sehr ausgedehnte Städte mit geordnetem Magistrate. Von Kecskemét, der größten der drei, hieß es früher, daß es mit seinen sämtlichen Puszten einem kleinen Comitate gleichkomme. Auch das Gebiet des heutigen Nagy-Kőrös ist acht Quadratmeilen groß und enthielt früher drei Gemeinden: im Westen Nagy-Kőrös, im Südosten Encs, im Nordosten Vácsond. Die Puszten, welche Kecskemét umschließen: Agasegyháza, Kerekegyháza, Szent-Király, Szent-Lőrincz u. s. w. waren einst gleichfalls volkreiche Gemeinden, was aus Urkunden und den Ruinen der dem Wetter trotzen Puzten-Kirchen (zum Beispiel denen der Puzta-Kirche von Szent-Király) hervorgeht.

Südwärts der letzten Ausläufer des Cserhát ist das Zwischenland der Donau und Theiß ein fast gleichmäßiges flaches Gebiet, auf dem nur geringere Schwellungen, Hügel, Bodenwellen vorkommen. Im nördlichsten Theile dieses offenen Landes finden wir Czegléd mit 25.000, südlich davon, etwa zwei Meilen weit Nagy-Kőrös mit 22.000, und von diesem abermals zwei Meilen weiter Kecskemét mit 46.000 Einwohnern. Ihr Gebiet ist zusammen mehr als 180.000 Hektar groß und von Westen aus in nördlicher Richtung sandig, weiterhin schwarzer Humusboden, den man in älterer Zeit für eine ununterbrochene Kette von Sandhügeln und öde Wüstenei hielt; und doch wetteifert dieses stellenweise hochgesegnete Land in guten Jahren mit den besten Äckern jenseits der Theiß, so zum Beispiel das „Bárosföldje“ (Stadtgrund) von Kecskemét, und das „Fekete“ (Schwarz) von Nagy-Kőrös, und selbst bei anhaltendem Regenwetter fault die Vegetation ebensowenig, als sie bei dauernder Trockenheit verdorrt. Dieser weite Flächenraum ist nirgends von

einem Flusse bewässert. An der Grenze von Czegléd schlängeln sich zwar zwei Wasserläufe hin, Perje und Gerje genannt, wovon der letztere die Büszten Nyilas, Nyársapat und Tetétlen durchfließt, aber bei ihrer Geringfügigkeit konnten sie von keinem Einfluß auf die Entwicklung dieser Stadt gewesen sein. Der im südwestlichen Theile von Kecskemét belegene Szik-tó (Natronsee), dessen heilkräftige Natur erst neuestens erkannt wurde, so daß er seit einigen Jahren zur Heilung rheumatischer Übel nutzbar gemacht wird, ist noch die bedeutendste, obgleich immerhin geringe Wasserfläche, deren die „drei Städte“ sich rühmen können. Die Richtung, welche die Entwicklung dieser Städte genommen, ist eine ganz andere, als bei den Städten an den Rändern des Theißbeckens. Sie entwickelten sich später,



Kecskemét, vom Eszöggráber Wege aus gesehen.

als die Städte des Oberlandes, und keinerlei bedeutenderes Ereigniß der Geschichte hat sie berühmt gemacht. Dennoch ist es nicht uninteressant zu erwähnen, daß Czegléd unter der Führung des Lorenz Mészáros „mit dem großen Stoc“ der Hauptherd des Bauernaufstandes im Jahre 1514 gewesen. Von hier aus erließ Georg Dózsa seinen Aufruf an die Bauern, worin er „bei kirchlichem Fluch und ewiger Verdammniß, so auch bei Verlust von Kopf und Vermögen“ streng anbefiehlt, daß sie nach Empfang dieses Aufrufes „sofort und ohne Ausflucht hieher nach Czegléd zur Verstärkung des heiligen Heeres eilen mögen.“ Eine weitere historische Thatsache ist es, daß im Jahre 1526 Kecskemét der Hauptsitz der sogenannten „Kalandbrüder“ war. Dieser Bund von etwa 200 Edelleuten und Magnaten, der schon mit den nöthigen Vorschüssen und Mitteln versehen war und das Ziel verfolgte, den Einfluß des mittleren Adels auf die Regierung zu sichern, wurde von der ganzen

Bürgerchaft Kecskeméts (als auswärtigen Mitgliedern der Verbindung) unterstützt. Aber, obgleich die „Kalandbrüder“ die Ersten waren, die auf dem für den Sanct-Georgstag einberufenen Reichstage erschienen, wo sie ihren Bund dem ganzen Adel enthüllten, konnten sie es bei der damaligen traurigen Lage des Landes doch zu keinem Erfolge bringen und mußten sich vier Monate vor der Katastrophe von Mohács auflösen.

Übrigens beginnen die Schwesterstädte in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von der Hauptstadt abwärts bis Szegedin eine wichtige, ja herrschende Rolle zu spielen. Ungefähr gleichzeitig angelegt und bevölkert, wurde auch ihre Rolle zur nämlichen Zeit eine hervorragendere. Anfangs werden alle drei Städte als Kronbesitz erwähnt. Szegled ist dies auch geblieben fast bis in die neueste Zeit herauf. In den beiden anderen übten zwar kürzere oder längere Zeit hindurch einige ansehnliche Familien des Landes Grundherrenrechte aus, so in Nagy-Körös die Familien Illosvai und Györki, in Kecskemét die Káthais, Péros, Hunyadi, Patócsis, Kohárys und Andere, in Wahrheit aber war keine einzige jemals Urbarralbesitz. Wenn sie auch die Rechte der Grundherren eine Zeit lang anerkannten, waren sie doch bestrebt, dieselben zu umgehen oder durch Geld abzulösen, das Joch der grundherrlichen Willkür ließen sie sich nicht gefallen. Zusammen überstanden sie die großen Erschütterungen des XVI. Jahrhunderts und die Stürme der auf die Niederlage bei Mohács folgenden Türkenzeit trafen alle drei in gleichem Maße. Dieser gemeinsame Schlag, dieses gemeinsame Leiden machte die „drei Städte“ gewissermaßen zu Verbündeten, gleichsam zu einer selbständigen Republik. Sie hatten den Befehlen zweier Mächte zu gehorchen: denen des Comitats, das, sogar aus seinem eigenen Gebiete herausgedrängt, noch seine Macht bewahrte, und denen der Türken, deren Tyrannei die Selbstverwaltung der Gemeinde nicht hinderte. Beiden Herren mußte nur gehorcht und gezahlt werden, aber weder hinderte das Comitat sie in ihrem Verhältniß zu den Türken, noch die Türken in ihren Leistungen an das Comitat. Ja es wurden die Geldleistungen an das Comitat sogar gleichsam mit Wissen und Gutheißung der Türken bewerkstelligt. Diese Verbindung war durch Gesetze, durch Friedenspunctionen gesichert und die Türken sahen darin keinerlei Gefahr. Mehr als einmal waren sie es, die den Comitatsabgeordneten der Städte Geleitsbriefe mitgaben. Sie gewährten den verbündeten „drei Städten“ ihren besonderen Schutz, wobei aber dieselben dennoch sowohl den türkischen, als auch den deutschen Heeren stets als fertige Beute galten, was in ihren Bewohnern nach und nach einen gewissen nüchternen, praktischen Sinn ausbildete, der sie an die Wahrung und Förderung ihrer Interessen, aber auch an Behutsamkeit gewöhnte. Dieser nüchterne, praktische Sinn, durch den sie die nahende Gefahr unablässig im Auge zu behalten und zu vermeiden, aber auch das Wohl der Gemeinde über Alles zu stellen lernten, wurde zur Hauptquelle ihrer Wohlhabenheit, Entwicklung und Hebung. Unter den fortwährenden Plackereien bedurften sie nicht nur der Wachsamkeit,



sondern auch der Fähigkeit, zu berechnen und zu erwägen, und sie wußten ebenfogut den Umständen Rechnung zu tragen, als aus denselben Nutzen zu ziehen, wenn sich hiezu Gelegenheit bot. Und als hätten das eigenthümliche Klima des Alföld und der ins Unendliche

Der Deákplatz und seine Umgebung in Kecskemét.

verlaufende Horizont seiner Ebene ihnen geholfen, jenen Zustand der Klemme zwischen zwei Feuern zu ertragen, gewöhnte sich die Bevölkerung der „drei Städte“ sowohl an Schärfe des Blicks, als auch an eine Ruhe, Ausdauer und Geduld, die durch nichts zu erschüttern waren. Die Veränderlichkeit des Klimas stählte ihre Körperkraft und befähigte sie zur Selbstbeherrschung. Die Eintönigkeit ihres Landes und des eigenen Daseins lehrte sie, auf welche Art das Gleichgewicht der Seele unter allen Verhältnissen des Lebens zu wahren sei, und diese nüchterne, um den Preis langer und gramvoller Erfahrungen erworbene Lebensphilosophie vererbte sich vom Vater auf den Sohn und ist noch jetzt ein Charakterzug der Bewohner. Der Richter von Czegléd, Körös oder Kecskemét beugt Haupt und Knie vor dem gewaltigen Nazur, der, auf seinem prächtigen Rosse in orientalischem Glanze schimmernd, stolz über den Hauptplatz der Stadt reitet; aber den „Subascha“ zu hintergehen, hält er für keine Sünde. Wenn der Türke sein Geld fordert, eilt er stets, ihn zu befriedigen; aber um die Ehre der Gemeinde zu wahren, rächt er jedes Vergehen. Diese Sklaverei vermochte nicht die Einwohner zu unterjochen; ihr zum Troste blieben sie selbstbewußt, stolz, zuversichtlich und dennoch aufrichtig, folgsam und auf Erwerb bedacht wie jetzt.

Ogleich aber die Türken den Bewohnern der verbündeten „drei Städte“, als eines kaiserlichen Dominiums, im Vergleich zu den unter die türkischen Krieger vertheilten

Gebieten, bedeutende Begünstigungen zu Theil werden ließen, wurden dieselben doch nach und nach ganz sich selbst überlassen und die Gemeinden verwalteten ihre inneren und äußeren Angelegenheiten meistens gemeinsam. So entstand das „Bauern-Comitat“. Der Stadtrichter entschied die kleineren Händel der einzelnen Bürger selbständig, die wichtigeren aber und die inneren Angelegenheiten der Gemeinde im Einvernehmen mit dem Stadtrath; dagegen urtheilte in Kriminal- und Kapitalsachen ein Gerichtshof, der nach Art eines Schwurgerichtes aus sogenannten „aufgegriffenen Richtern“ (Convocati) zusammengesetzt war. Der Gerichtshof der aufgegriffenen Richter wurde in der Weise gebildet, daß zum Beispiel der Richter von Kecskemét die Rathsrichter der umliegenden Ortschaften, wenn sie etwa auf den Kecskeméter Markt hereingekommen waren, zusammenberief und ihnen die wichtigeren Angelegenheiten vorlegte, damit sie ihr Urtheil darüber abgäben. Die Convocaten-Richter urtheilten in Civil- und Kriminalfällen von größerem Interesse, so in Erbsachen oder in Strafsachen als Diebstahl, Raub, Mord; der Inculpat wurde meist in den Block gelegt oder mußte öffentlich Buße thun, oder eine Geldstrafe („Zungenlösung“) erlegen, oder wurde aus der Stadt gewiesen, oder auch der türkischen Polizei übergeben. Die geschworenen Richter von Kecskemét, Nagy-Körös und Czegléd urtheilen unter der Bezeichnung: „Gerichtshof der drei Städte“; es kommt jedoch vor, daß die im Orte ansässigen Richter an der Fällung des Urtheils gar nicht Theil nehmen, so daß, wenn es sich zum Beispiel um das Capitalverbrechen eines Czegléder Bürgers handelt, nur Richter von Kecskemét, Körös, Szabadzällás, kurz aus drei oder vier anderen Gemeinden das Urtheil fällen. Oft wurde das Urtheil auch gleich vollstreckt, in anderen Fällen aber durch das Comitat superrevidirt. Es ist interessant, daß die Convocaten-Richter sich lieber auf die Bibel, als auf das Landesgesetz, meistens aber auf ihr eigenes Gewissen berufen. Doch das starke Bewußtsein der Nationalität strebt gleichsam die Strafe zu mildern und die „aufgegriffenen Richter“ erwähnen als Grund zur Milde der Urtheils häufig den „verrotteten Zustand unseres Vaterlandes“ oder die Plackereien der „fremden Nation“ (der Türken). Und diese weisen Bestimmungen wurden meistens nicht durch studirte, gesetzeskundige Männer, sondern durch einfache Ackerbauer geschaffen, welche selber die sichersten Hüter und Erhalter von Ordnung und Rechtspflege waren.

Nur ein so starker Gerechtigkeits Sinn, so puritanische Sitte und berechnender Verstand konnten die Bevölkerung der verbündeten „drei Städte“ erhalten, welche auch die Einwohner der zerstörten Nachbarörter in sich aufzog, um durch sie ihre materielle und geistige Kraft zu stärken. Diese Charakterzüge wurden noch vervollständigt durch eine tiefe Religiosität, welche dennoch eine erstaunliche Duldsamkeit gegenüber den Andersgläubigen zuließ. Czegléd und Nagy-Körös nahmen gleich am Anfang der Reformation die Lehren Calvins an. Ein Theil von Kecskemét, ungefähr ein Drittel, bekannte sich

ebenfalls zum reformirten Glauben, aber trotzdem geschieht es, daß in der Türkenzeit — wie Alexander Szilágyi bemerkt — ein calvinistischer Geistlicher, der sich ohne Erlaubniß von oben seine Kirche baut, durch den Guardian der Franciscaner befreit wird, und während der Rákóczy'schen Bewegung, wo der Guardian zum gesetzlich gekrönten Könige hält, übernimmt sein College, der reformirte Geistliche, die Bürgerschaft für ihn. Von religiöser Unduldsamkeit ist in diesen Städten auch gegenwärtig keine Spur. In Kecskemét nennt die eine Confession die andere noch heute „Verwandte“ (atyafi). Diese ausdauernde Geduld, diese nüchterne Eintracht, diese einfache, aber edle Sittlichkeit machten die



Die Hauptstraße von Nagyhérvíz.

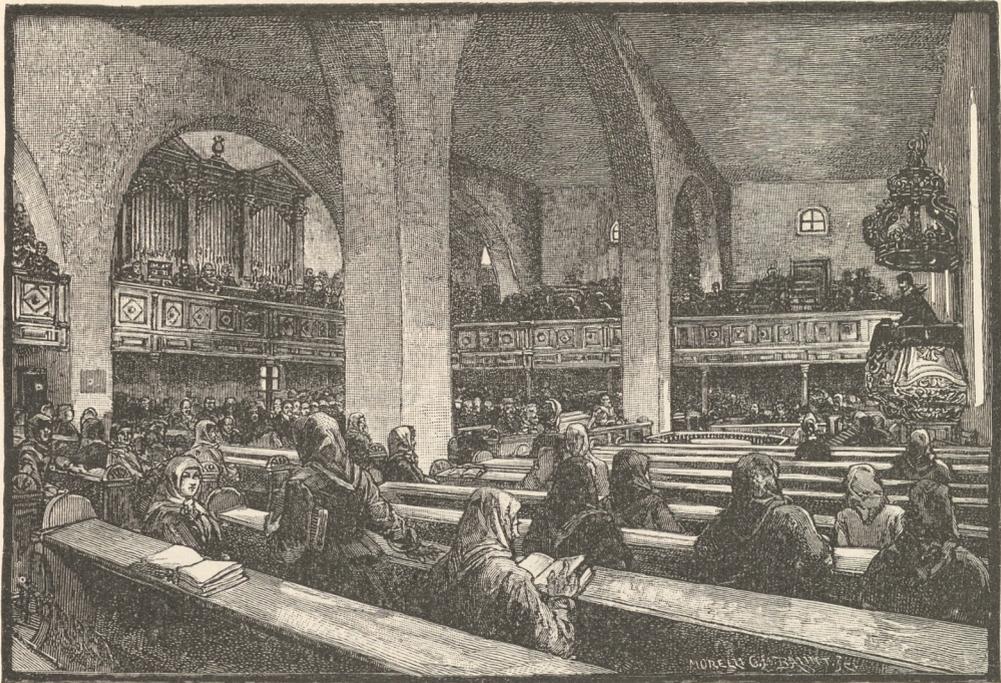
Einwohner fähig, es zu ertragen, wenn die türkischen Begs und Paschas sie als „Hunde“ oder mit anderen erniedrigenden, menschenunwürdigen Titulaturen anredeten, und ihr nationales Selbstgefühl trotzdem zu bewahren. Auf die Türkenplage folgten die Verheerungen durch die „Raizen“ und die Plünderungen der deutschen Heere; der größere Theil dieser Städte wurde wiederholt ein Raub der Flammen; auch gegen die übertriebenen Forderungen der Pusztenbesitzer hatten sich die Einwohner, besonders in Kecskemét, immerfort zu wehren; aber jederzeit bewahrten sie die Selbstbeherrschung und friedliche Eintracht, blieben betriebsam und von nüchtern praktischem Sinn.

Von den Türken, mit denen sie in Berührung standen, nahmen sie die Lust zu Pracht und Prunk nur in geringem Maße an. Das gewöhnliche Volk kleidete sich allgemein

in grobes inländisches Tuch, ohne Knöpfe und Schnüre, mit Hasteln; die Wohlhabenderen ließen sich aus ähnlichem Stoffe, und zwar meist von weißlicher Farbe, da die Türken blau und grün streng verboten, Wamms, Hose und Mantel machen. Die silbernen Schmucksachen und Geräthe dagegen, zum Beispiel Kopfgürtel der Mädchen, Trinkbecher, Spangen und dergleichen betrachteten die Türken als so gewöhnlichen Hausrath, daß sie sie nicht einmal besteuerten.

Nachdem diese Städte so mannigfache Schicksalsschläge mannhaft überdauert, arbeiteten sie unausgesetzt auf ihre Vergrößerung, Bereicherung und Verschönerung los. Der Bund der „drei Städte“ hörte zwar auf, sein Andenken jedoch erhielt sich einerseits zwischen Kecskemét und Nagy-Körös, anderseits zwischen Nagy-Körös und Ezepléd, die gleichsam in Wettbewerb miteinander traten. Die Straßen liefen früher so krumm, als hätte man die Häuser genau dorthin gebaut, wo einst die Zelte der Vorfahren gestanden; von Zeit zu Zeit aber kam eine verheerende Feuersbrunst und schuf Raum für Regulirungen, so daß von einer alten Stadt heute kaum mehr etwas übrig ist. Nach und nach wurden auch die Moräste, die sich an die alten Stadtkerne legten, ausgetrocknet und machten Platz für Vorstädte, wie sie jetzt zwischen der inneren Stadt und den Weingärten sich hinstrecken. Auch die schöneren, geschmackvolleren Gebäude begannen sich zu vermehren; doch wurden mit Ausnahme der Kirchen erst in unserem Jahrhundert einige größere, schönere Bauten aufgeführt. Ja selbst die zweithürmige reformirte Kirche von Ezepléd, im Renaissancestil gehalten, rührt nur aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wogegen die Kirche zu Nagy-Körös ein ehrwürdiges Denkmal früherer Zeiten ist, allerdings nach vielfacher Beschädigung durch Ungunst der Zeitläufte, insbesondere auch durch wiederholte Feuersbrünste, jetzt dermaßen erneuert, daß vom alten Bau nur noch eine große Mauer und drei Bogen des Schiffes vorhanden und auch die Schwibbogen durch schlanke eiserne Säulen ersetzt sind. Diese große Kirche steht in ihrer puritanischen Einfachheit noch heute als ein Denkmal aus der Türkenzeit vor uns. Die Decke ist nicht gewölbt, sondern wurde bei der schleunigen Herstellung nach dem letzten Brande nur mit Stuccatur überzogen. Auch so aber ist die Kirche charakteristischer, als irgend eine im Alföld (denn die übrigen haben noch größere Umwandlungen erfahren); darum führen wir sie auch im Bilde vor, gerade während eines Gottesdienstes. Bedeutender als diese beiden ist die große Kirche zu Kecskemét, deren schlanker Thurm weithin ins Land schaut. Sie ist die größte unter den Kirchen der „drei Städte“, freilich auch nicht mehr alt und dermaßen umgestaltet, daß es schwer hielte, ihren ursprünglichen Stil und dessen gelegentliche Wandlungen festzustellen. Der Puritanismus des reformirten Bekenntnisses hat ihr seinen Stempel aufgedrückt. Mehr Interesse in kunstgeschichtlicher Hinsicht bietet die Kirche der Franciscaner, an die man später die St. Antoniskirche angebaut hat, jedoch so, daß der Kunstkenner

vergeblich nach irgend einer Stilverwandtschaft der beiden sucht. Erzeugnisse des eigentlichen Alföld-Stils sind die Piaristenkirche und die „kleine Kirche“, wogegen die schmucke fünfstürmige Kirche der Lutheraner der neuzeitlichen Gothik, die gleichfalls fünfstürmige Synagoge aber dem maurischen Stil angehört. Der Marktplatz zu Kecskemét ist nunmehr größtentheils mit stockhohen Häusern umbaut, unter denen das zweistöckige Haus der Sparkasse und der einstöckige Bazarbau der reformirten Kirche die ansehnlichsten sind. In Szegled gibt es kaum ein paar stockhohe Häuser, dagegen sind in Nagy-Körös außer dem



Das Innere der reformirten Kirche in Nagy-Körös.

Stadthause das Gymnasium, das Bezirksgericht, die Volksbank, die Sparkasse und auch einige Privathäuser hübsche, geschmackvolle Gebäude mit Stockwerken, zwischen denen sich eine ganze Menge schmucker ebenerdiger Häuser befindet.

Übrigens verdanken diese Städte ihre heutige Gestalt diesen Bauten; sie sind mehr groß als schön, doch fehlt es an hübschen Einzelheiten weder in der inneren Stadt, noch in den Vorstädten. Die Straßen der ersteren, wo man in Nagy-Körös und Kecskemét noch jetzt da und dort ein altes, adeliges, curienartiges Gebäude trifft, sind weniger geradlinig und auch enger als die der später entstandenen Vorstädte. In der inneren Stadt wohnen hauptsächlich die gebildeten Classen, da sind die Behörden, Anstalten, Kaufleute, größeren Industriellen zu finden; in den Vorstädten haust mehr das landwirtschaftliche Publicum,

auch die Schäfersleute, so in der Ebgondolta- und Muszáj-Vorstadt von Nagy-Körös und in der Muszáj-, Ürgés- und Marien-Vorstadt von Kecskemét. Diese Städte, Ezepléd mit eingerechnet, haben ein sehr beträchtliches Gemeindevermögen (besonders Kecskemét), und thun demgemäß in neuerer Zeit sehr viel für ihre Hebung und Verschönerung. Die Stadt Kecskemét, welche auch die Jurisdiction besitzt, baute vor einigen Jahren die stattliche Rudolfs-Reiterkaserne, wie es eine auch in Nagy-Körös (das staatliche Hengstendepot) und Ezepléd gibt; außerdem ein Schlachthaus, eine Ziegelei, ein Krankenhaus, neue Volksschulen, artesische Brunnen, Dampfmühlen (welche den weiten Kreis von Trockenmühlen rings um diese Städte, namentlich um Ezepléd her, lahm legen halfen), und ein Gleiches thaten ihre ehemaligen Verbündeten Ezepléd und Körös und noch andere mehr. Übrigens waren die Kecskeméter seit jeher bestrebt, das öffentliche städtische Vermögen zu mehren, damit die Stadt in der Lage sei, alle jene Factoren des Fortschrittes, deren Förderung über das Streben Einzelner hinausgeht, selbst ins Leben rufen zu können. Sie suchten also die Stadt zu bereichern, um ihr eine materielle Kraft zu verleihen, welche zur Schaffung von heilsamen Einrichtungen größeren Maßstabes ausreichend sei.

Der Grund zur Wohlhabenheit des Volkes war schon unter der Türkenherrschaft gelegt. Das reiche und stolze Volk steckte sich damals, wie heute, als Hauptziel den Vermögenserwerb vor. Auf den geräumigen Buszten weideten herdenweise die Rinder, Pferde, Schafe; die Zahl derselben war so groß, daß, wenn jemand nicht genug Winterfutter für sein Vieh besaß und daher dasselbe zur Herde irgend eines größeren Landwirthes schlug, dieser die Vermehrung der Anzahl um fünfzig oder sechzig Stück nicht einmal bemerkte. Die Viehzucht war selbst noch in naher Vergangenheit eine blühende; neuestens aber, seitdem die Commassirung die gemeinsamen Immobilien aufgetheilt hat, haben Rinder- und Schafzucht viel von ihrem einstigen Rufe verloren und ist auch das ärmere Volk um den Nutzen des Viehhaltens gekommen. Die ausgedehnten Weideplätze wurden größtentheils dem Pflug unterworfen, denn auch jetzt bildet Ackerbau, Landwirthschaft den Hauptberuf der Bevölkerung. Jeder Fußbreit Land wird aufgeackert und soll Nutzen bringen. Man kann sagen, sie betreiben die Landwirthschaft gleichsam gewerbsmäßig. In ungeheuren Mengen wird Getreide: Weizen, Korn, Gerste, Hafer und Mais erzielt. Korn gedeiht auch auf geringerem, sandigem Boden, daher wird es besonders stark angebaut und auch größtentheils auf den Localmärkten verkauft.

Auch aus den sehr ausgedehnten Weingärten, die sie „Weinberge“ nennen, beziehen die Einwohner ein beträchtliches Einkommen. Diese Weingärten enthalten eine Anzahl Bäume und sehen von Weitem förmlich wie Waldungen aus, welche vom Beginn des Juni angefangen, wenn um Körös die Kirschenblüte beginnt, gleichsam bevölkert sind. Den Bäumen widmet man eine besondere Sorgfalt. In Kecskemét und Nagy-Körös erhält die

Bevölkerung unentgeltlich Pfropfreiser aus der Muster-Obstschule, welche in neuerer Zeit die Veredlung sowohl des Obstes, als auch der Rebe mit gutem Erfolg betreibt, die der letzteren namentlich seitdem die staatliche Rebenstation in Kecskemét dem Publicum ein so lebhaftes Interesse für die edleren Traubensorten einzuführen beginnt und es, sowie allmählig auch die Besitzer der Weinberge, mit phylloxerasicheren Reben versieht. Diese Rebenstation wurde vom Staat auf einem zu diesem Behuf von der Stadt übernommenen



Der Kirchenplatz von Czegled.

Areal von etwa 200 Joch im Jahre 1883 gegründet. Der früher unbebaute, wüste Boden wurde mit gewählten in- und ausländischen Rebenforten bepflanzt und daselbst auch eine Winzerschule errichtet. In den paar Jahren ihres Bestandes hat die Station einen großen Aufschwung genommen und ihr Nutzen wird bald im ganzen Lande fühlbar werden. Das Sandkorn ist ein kräftigerer und widerstandsfähigerer Gegner der verheerenden Phylloxera, als der mächtige Felsen. Das Obst wird auf den breiten, mit zwei Baumreihen beplanten Weingartenstraßen zu Fuße und zu Wagen in dichter Folge transportirt; ihm wird der Hauptfleiß gewidmet, nicht der Weinproduction, obwohl

3. B. Kecskemét im Dreg-Högy und Szarkás, Nagy-Körös im Temető-Högy, Kálmánhögy, Bokros und Bánom Lagen besitzt, die einen recht guten, recht zuckerhaltigen Wein hervorbringen, und zwar jetzt schon zumeist Weißwein, während vor 30 bis 40 Jahren da herum noch überall Rothwein gefeiert wurde. Im „Kis-Tüfür“ (kleinen Spiegel) heißt es noch über diese Städte: „Drei berühmte Städte, wo man Rothwein feiert.“ Nur Czegléd hängt noch jetzt an seinem Schillerwein. Der Obstmarkt der „drei Städte“, Kecskemét voran, ist zu europäischem Ruf gelangt. Aprikosen und Äpfel werden von Kecskemét, Weichseln und Kirschen von Nagy-Körös und Czegléd nach dem Ausland befördert: nach Wien, Brünn, Dresden, Lemberg, Krakau, Petersburg, ja selbst nach Afrika, und zwar nach Alexandrien. Der fleißige Weingartenbesitzer kann vom Juni bis in den Spätherbst, wenn der Ertrag reichlich ist, keine Nacht verschlafen. Schon um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht beginnt die Zufuhr des Obstes nach dem Markte in sogenannten slovakischen Körben (aus Lindenholz ∞ -förmig geflochten), und wenn die Sonne am Himmel steht, rollt das auserlesene Obst schon in sorglicher Verpackung auf der Eisenbahn von dannen. Im Jahre 1887 versandte Kecskemét allein auf diese Weise 900.000 solcher Körbe Obst.

Auch der Handel mit Mastschweinen hat neuerdings einen lebhaften Aufschwung genommen. Die Schweinemäster von Czegléd und besonders Kecskemét sind weit und breit berühmt. Im südlichen Theile des Stadtgebietes von Kecskemét, auf einem Flächenraum von 24 Joch, der seine eigene Flügelbahn hat, besteht eine Borstenvieh-Mastanstalt, welche jährlich 40.000 bis 50.000 Stück Mastschweine erster Qualität nach dem Ausland verfrachtet. Außerdem wird auch mit Geflügel: Gänsen, Enten, Puten, Hühnern ein lebhafter Handel betrieben.

Besondere Erwähnung verdient die Gurke von Nagy-Körös, mit der die Bevölkerung sozusagen alle größeren europäischen Märkte überschwemmt. Nicht nur die Gärten und näher an der Stadt gelegenen Gemüsegelder werden mit Gurken bepflanzt, sondern auch noch bedeutende Bodenflächen auf den Tanyas draußen. Für ein Joch nahegelegenen, guten Gurkenbodens werden gern 80 bis 100 Gulden Pacht bezahlt. Budapest bezieht seine Gurken fast ausschließlich aus Nagy-Körös.

Im Allgemeinen ist die Bevölkerung der alten „drei Städte“ unternehmend, fleißig, keine Mühe scheuend, findig, sparsam. Zu ihren Haupteigenschaften gehört eine gewisse nüchterne Zurückhaltung, die sich Anfangs gegen alles Neue spröde zeigt, was aber eine Geneigtheit zu zeitgemäßem Fortschritt nicht ausschließt. Als Beispiel dafür diene die Thatfache, daß, als in den Fünfziger-Jahren der Bürgermeister von Nagy-Körös den Versuch machte, die Gründung eines Mustergartens zu beantragen, das dortige landwirthschaftliche Publicum und arme Volk sich am schärfsten dagegen erklärten, als aber der Garten trotzdem gegründet war, nach kurzer Zeit die Gegner desselben zu seinen eifrigsten

Anhängern wurden. So verhalten sie sich Anfangs zu jeder neuen Idee und sind vielleicht eben deshalb gerade diejenigen, denen die Bürgerclasse vor allen Anderen ihre Aufrechterhaltung und Entwicklung verdankt. Das bescheidene, aber mannhafte Publicum der Landwirthe, das dem Progenthum ebenso abhold, wie der Selbsterniedrigung, seinen Stolz in seine Unabhängigkeit und Wohlhabenheit setzt, blickt zwar mit Achtung, aber zuweilen mit einiger Zurückhaltung auf die gebildete „Herren-“Classe, deren Sprechweise und Bildung es sich dennoch anzueignen strebt. Am meisten Ansehen verleihen in seinen Augen Grundbesitz und Kapital. Den Mann im langen Rock liebt es nicht, läßt aber doch



Trockenmühlen von Szegled.

gern den Sohn zu einem solchen erziehen, einen wenigstens, wenn ihrer mehrere sind, damit er ein „Anderer“ werde, als sein Vater ist. An seinen geschichtlichen Überlieferungen hält es sehr fest.

Die ältesten, wesentlichsten und besondersten Eigenthümlichkeiten des magyarischen Volksthums finden sich schwerlich in irgend einem Theile des Landes unvermischer vor, als in der Bevölkerung der „drei Städte“. Ihre urwüchsige, durchaus kernige Sprache kennt kaum eine fremde Beimischung. Die Aussprache mit „ö“ statt „e“, welche einige ungarische Sprachforscher für die ursprüngliche halten, ist hauptsächlich in Kecskemét heimisch. An dieser Art zu sprechen ist der Einwohner von Kecskemét oder Szegedin sofort zu erkennen. Ein nichtungarisches Wort wird in diesen Städten selten gehört. Ein großer Theil der deutschen Knaben aus Südungarn kommt hierher, um ungarisch zu lernen, und

lernt es hier leichter, als irgendwo sonst im Lande. Auch in Bezug auf den Körperbau zeigt dieses Volk gleichsam eine Vereinigung der hervorragendsten und wesentlichsten Eigenschaften der magyarischen Race. Mann und Weib, mittelgroß oder etwas darüber, können sowohl hinsichtlich der im richtigen Verhältniß entwickelten Körperformen, als auch der Schönheit derselben, als Typus der magyarischen Race gelten. So kräftige, zähe, schlanke und stramme, gesunde Menschen, wie im Alföld, gibt es vielleicht im ganzen Lande nicht weiter. Die Sandluft der „drei Städte“, deren im Sommer übermäßige Hitze und oft allzu anhaltende Trockenheit bloß durch das Laub der überall grünenden Bäume gemäßiget wird, scheint sowohl der gesunden Entwicklung des Organismus, als auch seiner Dauerhaftigkeit günstig zu sein. Nicht leicht findet man in anderen Gegenden eine verhältnißmäßig so lange Lebensdauer der Leute, wie in den „drei Städten“, wo so viele ein Alter von 70 bis 80, ja noch mehr Jahren erreichen. Natürlich trägt dazu auch das Gleichgewicht des Temperaments bei, und die mäßige, nüchterne, sparsame Lebensweise. Der einfache, in blaues Tuch gekleidete Bürger, von dem man glauben möchte, daß er sein tägliches Brod durch der Hände Arbeit verdienen muß, trägt in der inneren Tasche seiner Weste oft 40.000 bis 50.000 Gulden verborgen und wohnt dabei zuweilen nur in einem Zimmer, dessen gestampfter Erdboden mit Lehm ausgeschmiert ist, das aber nach außen wie nach innen völlig anspruchslos, gleichwohl reinlich, gesund und wohnlich aussieht.

Eine eigentliche Industrie, welche sich mit der Herstellung von Artikeln über den localen Bedarf hinaus befassen würde, hat keine dieser Städte. Die Gewerbsleute sind zahlreich genug, aber ihre Erzeugnisse, die neuestens nicht sonderlich hinter den ähnlichen der Hauptstadt zurückstehen, finden meist an Ort und Stelle ihre Käufer. Die Gewerbsleute älteren Schlages haben ihr Gewerbe meistens aufgegeben und ziehen es vor, ein erworbenes Grundstück zu bewirthschaften, statt ein Handwerk zu betreiben. Sie halten die Landwirthschaft für eine vornehmere Beschäftigung.

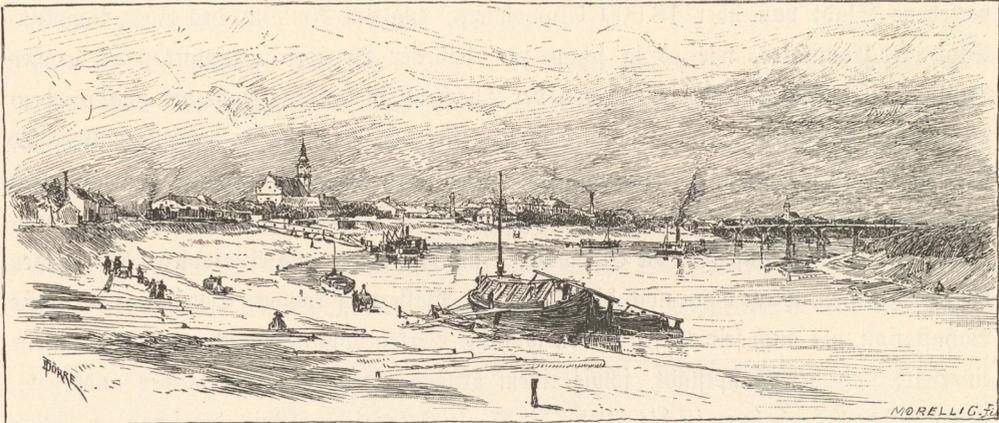
Die gebildete Classe ist unter den drei Städten, im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung, in Nagy-Kőrös am stärksten. In neuerer Zeit jedoch nimmt sie auch in Kecskemét rasch zu. Am weitesten steht in dieser Hinsicht Eger zurück, obgleich es den Mittelpunkt eines lebhaften Eisenbahnverkehrs bildet, und überdies schon am Ende des XVI. Jahrhunderts eine so berühmte Hochschule hatte, daß von ihr selbst Debreczin sich mehrmals mit geeigneten Religions-Lehrern versorgen ließ. Nicht minder erfreuten sich die (zwei Stock hohe alterthümliche) reformirte Hochschule und die Rechtsakademie zu Kecskemét eines großen Rufes. Das katholische Gymnasium, das von Piaristen geleitet wird, ist durch Stefan Koháry gestiftet, verdankt aber der Stadt seine Ergänzung zum Obergymnasium. Neben diesen zwei großen Instituten begann zu Kecskemét in den Fünfziger-Jahren auch eine Staatsrealschule sich zu entwickeln und ist seit einigen Jahren



Die Gieglischer Lantnas.

zur achtclassigen vervollständigt. Eine Mission aber, wie sie das Gymnasium von Nagy-Körös erfüllte, steht fast ohne Gleichen da. Wohl keine Schule hat einen solchen Einfluß auf die Bevölkerung der Stadt gehabt und ist so mit dem localen Gemeingeist verwachsen, wie diese. Der Grund hievon ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die Leiter der Kirche, also auch die Aufseher der Schule die nämlichen sind, von denen die bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt geleitet werden. Vor Alters war der Obergericht gleichzeitig Obercurator der Kirche und fand kein Opfer zu groß für die Schule. Die Professoren derselben waren zeitweilig die ersten Gelehrten des Landes. Unter den älteren ist der bemerkenswertheste Stefan Losonczi, dessen Gefänge und besonders der „Kis-Tükör“ (kleine Spiegel) ihre Wirkung ein Jahrhundert lang ausgeübt haben. In den Fünfundvierziger Jahren aber konnte sie sich einer Schar von Professoren rühmen, wie keine einzige Hochschule des Landes. An ihr lehrten: Sigmund Ács, Johann Arany, Franz Mentovich, Franz Salamon, Karl Szabó, Karl Szász, Alexander Szilágyi, Anastasius Tomory und Andere. Darauf wird Nagy-Körös immerdar stolz sein. Kecskemét aber brüstet sich mit seinem Sohne Josef Katona, dem berühmten Dichter der Tragödie „Bánk Bán“, dessen gelungene Büste auf der schönen Promenade an der Eisenbahn zu sehen ist und dessen Geburtshaus 1883 mit einer Gedenktafel versehen wurde.

Außer den höheren Lehranstalten erhält Kecskemét noch eine landwirthschaftliche und eine Bürgerschule, Nagy-Körös eine reformirte Lehrerbildungsanstalt und höhere Töchterschule; in Ezzeléd, wo es noch immer bloß eine Bürgerschule gibt, hat kürzlich ein Bürger eine Stiftung von 140.000 Gulden für die Errichtung eines „Kossuth-Gymnasiums“ gemacht. Der Elementarunterricht hat sich in allen drei Städten rasch entwickelt. Nicht nur die Städte sind mit gut eingerichteten und ausgestatteten Elementarschulen in genügender Anzahl versehen (in Nagy-Körös hat eine wohlthätige Wittve allein drei Volksschulen gegründet), sondern auch die verschiedenen Puszten und Tanyas (Kecskemét hat 13 Pusztaschulen), so daß heute schwerlich mehr ein viel erzählter und viel belachter Fall vorkommen könnte, wie zu Anfang des Jahrhunderts, wo ein Kecskeméter Puszten-Dirnlein, das zum ersten Male in die Stadt kam und von weitem den Thurm der großen Kirche erblickte, ausgerufen haben soll: „Ei, was hat das Haus dort für einen großen Rauchfang!“ Alle drei Städte beeifern sich in löblicher Weise, um ihren materiellen und geistigen Fortschritt zu fördern. Auch für die Entwicklung des gesellschaftlichen und geselligen Sinnes wird Manches gethan. Die öffentlichen Vergnügungsorte ziehen immer mehr Publicum an sich. Das Széchenyi-Wäldchen oder der Ezifrakert (putzige Garten) in Nagy-Körös sind geschmackvoll angelegte, prächtige Parke, die im Sommer viel besucht werden, desgleichen auch der Mustergarten und in Ezzeléd der Rikli-Garten, beide mit Dampfädern. Außerdem dienen noch die Friedhöfe als beliebte Promenaden. Nicht minder



Szolnok, vom Theißufer gesehen.

ist es erwähnenswerth, daß alle drei Städte Druckereien (aus einer älteren Druckerei Kecskeméts sind schon vor vierzig Jahren auffallend schön ausgestattete Bücher hervorgegangen), Zeitungen, Casinos und Lesezirkel haben; in Nagy-Körös gibt es an die fünfzehn Lesevereine, welche von den Landwirthen fleißig besucht werden. Das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten ist überall lebhaft und wächst von Tag zu Tage. Die alten „drei Städte“ wollen die Scharte auswegen, welche ihrem Rufe durch die lange Zeit verbreitete, aber nicht recht begründete Meinung zugefügt worden, als thäten diese Alföld-Städte nichts für Literatur und Bildung. Heute sind sie so weit, daß sie nicht nur mit ernstem Selbstbewußtsein auf ihre Vergangenheit zurückschauen, sondern auch mit froher Hoffnung in ihre Zukunft ausblicken können.

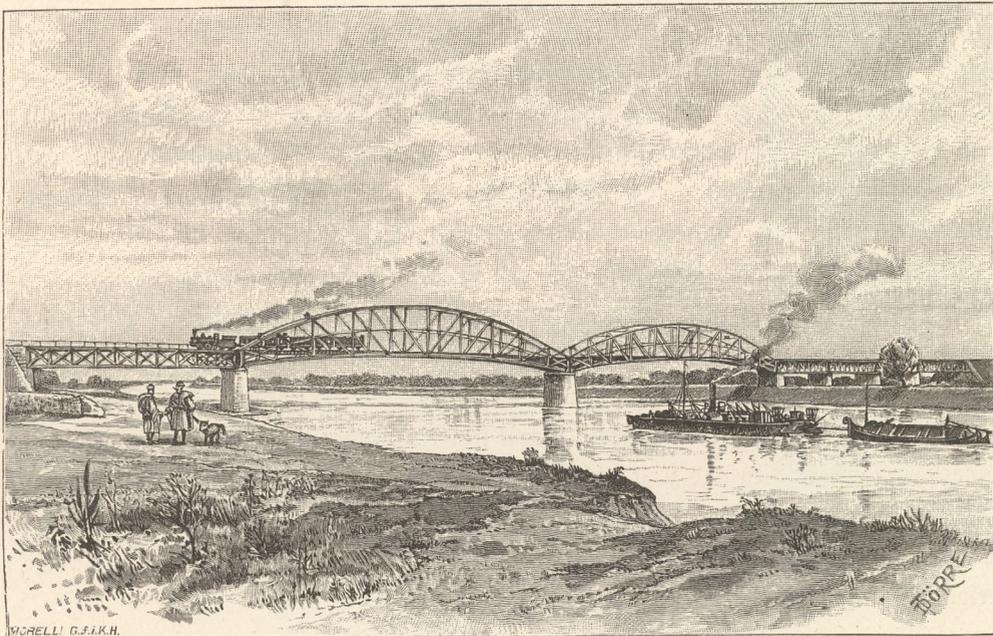
Szolnok und seine Umgebung.

Der fruchtbarste Theil und zugleich einer der schönsten der Pesther Ebene ist jener verhältnißmäßig schmale Landstreifen, der sich längs des rechten Theißufers vom Unterlaufe der Zagyva an südwärts zieht. Sein Boden ist jene schwarze Dammerde von alluvialem Ursprung, die den im Getreidehandel berühmten „Theißweizen“ hervorbringt. Ein werthvoller Boden, dessen Production sicherer ist, als die der Banater Erde, weil er die Dürre besser aushält und auch weniger von Grundwässern leidet. Sein Niveau liegt um Vieles höher als das der Theiß, so daß dieser Theil der Theißgegend am wenigsten von Überschwemmungen bedroht ist; das Hochwasser überflutet hier höchstens die Strecken, die man der freien Bewegung des Wassers vorbehalten hat. Schon die Beschaffenheit des Bodens verweist die Bevölkerung hauptsächlich auf den Ackerbau.

Die größte und wichtigste Gemeinde in dieser herrlichen, ebenen, mit Tanyas und Puszten ziemlich reich ausgestatteten Gegend ist Szolnok, eine mit geordnetem Magistrat

verfehene Stadt von über 18.000 Einwohnern, zugleich Amtssitz des Tász-Nagykun-Szolnofer Comitates, wie es ja schon zur Zeit der Árpáden Hauptort jenes großen Szolnofer Comitates war, das sich von der Theiß ab in langer Flucht bis nach Siebenbürgen hinüberdehnte. Seine Lage ist besonders für den Handel eine der günstigsten. Es liegt unterhalb der Zagyva-Mündung am rechten Ufer der Theiß. Seine Thürme fallen dem Reisenden schon in weiter Ferne auf, aus welcher Richtung immer er herankomme. Von sieben Seiten laufen da die Eisenbahnen zusammen und aus ebensovielen Richtungen die Landstraßen, wozu dann noch die Theiß als Wasserweg kommt. Sowohl seine große Bahnstation, als auch sein Hafen bilden wichtige Verkehrspunkte zwischen der Theißebene einerseits und der Hauptstadt, sowie einem großen Theile des Oberlandes anderseits. Unter seinen Eisenbahnen ist die älteste die Szolnok-Czegléder Linie, die schon im Jahre 1847 dem Verkehr übergeben wurde und somit die erste befahrene Strecke der am 1. September dieses Jahres eröffneten Pest-Szolnofer Eisenbahn war. Das Stadtbild selbst zeigt einen gemischten Charakter: die innere Stadt ist sowohl hinsichtlich der Straßen, als der Häuser netter und geordneter, während die äußeren Theile mehr von dörflichem Anstrich sind. Unter den Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse ist die römisch-katholische Pfarrkirche die bedeutendste; unter den öffentlichen Gebäuden sind die hervorragendsten das Comitatshaus, das Stadthaus, der von einem Park umgebene hübsche Neubau des staatlichen Obergymnasiums, das am Theißufer steht und auf das Alföld hinausblickt, das Franciscanerfloster und die damit verbundene Töchterchule (früher Obergymnasium), mehrere Amtsgebäude und einige Schulen. Unter den älteren Gebäuden war einst das ansehnlichste die starke Festung, von König Ferdinand I. am Beginne der Türkenzeit nach der Eroberung Ofens (1550) an Stelle der früheren Erdwerke erbaut. Unter den Männern, die den Plan zu diesem Bau entwarfen, finden wir Stefan Dobó, den späteren Helden von Erlau. Allein zwei Jahre später wurde auch diese Beste durch das große Türkenheer erobert, welches von Temesvár aus, wo es Losonczy besiegt hatte, hier vorüberzog, um Erlau zu belagern. Die Besatzung, größtentheils aus fremden Söldnern bestehend, wartete den Sturm gar nicht ab, sondern verweigerte den Gehorsam und ließ den Kommandanten, Lorenz Nyáry von Bedegh, treulos im Stich, der mit etwa fünfzig Ungarn in der Festung zurückgeblieben, mit dieser Handvoll Leute die eindringenden Türken nicht abzuwehren vermochte und nach heldenmüthigem Kampfe gefangen wurde (4. September 1552). Von da an blieb Szolnok 133 Jahre lang dem Halbmond unterthan, bis endlich im Jahre 1685 seine türkische Besatzung, wie einstens die Söldner Nyárys, vor dem kaiserlichen General Heißler die Flucht ergriff und so die Festung wieder in christliche Hände fiel. Später spielte Szolnok noch einmal zur Zeit Rákóczys II. als Festung eine Rolle; dann verfielen die Werke und verloren alle Bedeutung, bis erst in neuester Zeit die Gegend

nochmals von Kriegslärm wiederhallte, als daselbst am 5. März 1849 Damjanich und Bécsey die Brigade des kaiserlichen Generals Rarger angriffen und zersprengten. Nur Trümmerreste sind von der Festung noch zu sehen. Szolnok ist der Sitz vieler Staats-, Comitats- und Gemeindeämter, es besitzt Druckereien, Zeitungen, volkswirthschaftliche und Culturinstitute und Vereine, es betreibt einen ausgedehnten Handel mit Holz, Weizen und Rindvieh; eine seiner Hauptmerkwürdigkeiten ist aber die in den Jahren 1887 und 1888, in einem Zeitraum von fünfzehn Monaten erbaute eiserne Theißbrücke, welche die frühere, aus Holz construirte Eisenbahnbrücke ersetzt und mit ihrem doppelten Geleise den Eisen-



Eisenbahnbrücke bei Szolnok.

bahnverkehr gewaltig fördert. Diese 400 Meter lange prachtvolle Eisenconstruktion, welche eine Million Gulden kostete, ist schon aus dem Grunde besonders bemerkenswerth, weil sie in Ungarn die erste größere Eisenbahnbrücke ist, welche ganz unter ungarischer Leitung durch einen einheimischen Unternehmer durchwegs aus einheimischem Material erbaut worden. Szolnok hat übrigens noch eine andere Brücke, aber nur in Holzconstruktion, welche die Landstraßen der beiden Theißufer mit einander verbindet.

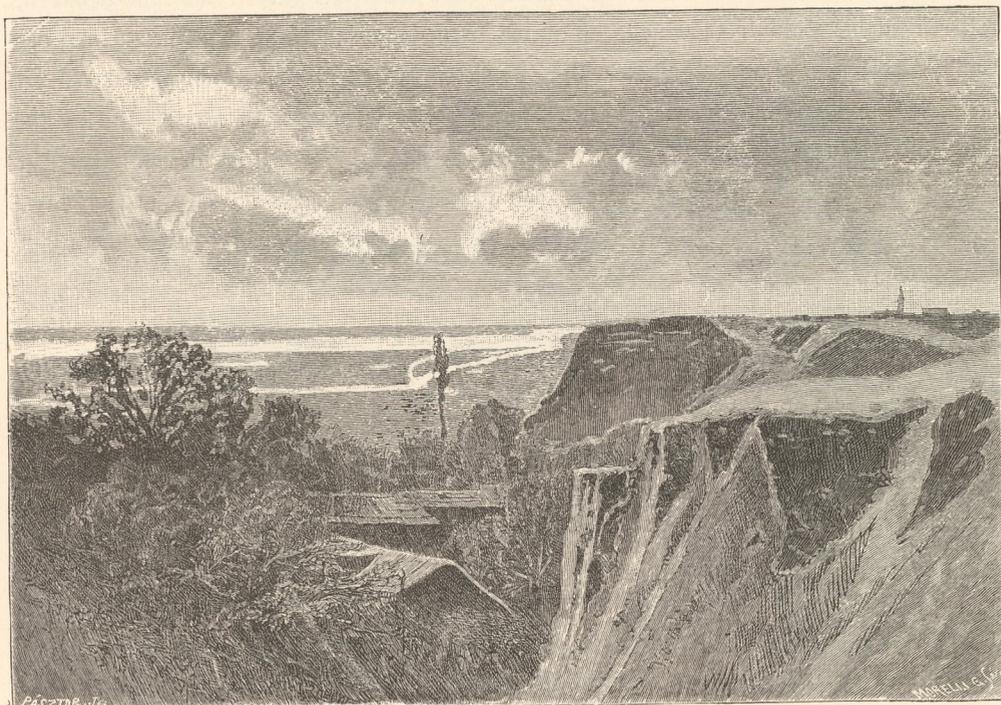
Die Stadt ist im erfreulichsten Aufschwunge begriffen und ihre Bevölkerung, welche sich mit Landwirthschaft, Viehzucht und Fischerei befaßt, weist auch eine ansehnliche Menge von Kaufleuten und Gewerbetreibenden auf. Szolnok ist ferner der Geburtsort eines würdigen Kämpfers der ungarischen Literatur, des Dichters und Philologen Franz Verseggi,

dessen literarische Kämpfe mit Nikolaus Révai von so großem Einfluß auf die Ausbildung der ungarischen Sprache gewesen sind. Reizend ist der Blick vom Theißufer um Szolnok, sowie von der südwärts gelegenen Szanda und anderen Puszten auf das trügerische Meerbild des Alföld: die Fata Morgana (Délibáb), wie denn überhaupt die Luft Szolnoks in ihrer durchsichtigen Klarheit und überraschenden Farbenpracht so merkwürdige Variationen zeigt, daß in- und ausländische Maler jeden Sommer dahin pilgern, um wochenlang dem Studium dieser abwechslungsreichen Stimmungsbilder des Alföld obzuliegen.

In der Nachbarschaft Szolnoks liegt zwei Stunden nach Westen Abony, dieser hübsche Marktflecken, die Zwischenstation der Szolnok-Ezegléder Eisenbahn, ein beliebter Wohn- und Aufenthaltsort vornehmer Adelsfamilien. Sein fruchtbarer Bezirk ist über drei Quadratmeilen groß; es liegt genau in der Mitte desselben und beherrscht ihn weithin mit seinen schönen schlanken Thürmen, in deren Umkreis aus der Menge der einfachen Bürgerhäuser sich Herrensitze, einer schmucker als der andere, hervorheben. Seine größtentheils breiten Straßen, zahlreichen Parks und die Baumpflanzungen an den Außenrändern verleihen ihm ein heiteres Aussehen, während sie zugleich Staub und Hitze des Sommers mildern und im Winter dem Sturm als Hemmnis dienen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 10.000 Köpfe, darunter, wie schon erwähnt, eine Menge Adelige, welche nicht nur durch ihre Anzahl, sondern auch durch Reichthum und gesellschaftliches Leben sehr vortheilhaft in die Wagjchale fallen. Ebenso lebt ein großer Theil der Bürgerschaft in bequemen Verhältnissen und zeigt lebhaften Sinn für culturelle und volkswirthschaftliche Angelegenheiten und Einrichtungen. Die Landwirthschaft wird auch hier nach dem Tanya-System betrieben, aber auch Garten- und Weinbau werden nicht vernachlässigt, besonders in der Nähe des Ortes.

Nördlich von Abony liegt die Gemeinde Ujszász, eine Station weit von Szolnok an jenem Punkte der Budapest-Szolnoker Bahnlinie, wo die Hatvaner Linie von ihr abzweigt. Ein hübsches Dorf, deren größte Sehenswürdigkeiten das Schloß, der mit Wasserkünstern geschmückte Park und die Fasanerie der Freiherren von Orczy sind. Sein großes und schönes Gebiet ist von vielen Tanyas belebt. Östlich von Ujszász erscheint der schlanke Thurm der großen Gemeinde Rékás am Ufer der Zagyva, über welche daselbst eine Brücke führt. Südwestlich von Abony liegt Törtel, ein recht stattliches Dorf, das den Namen eines auch historisch bekannten kumanischen Häuptlings führt; die Grafen von Sztáray haben daselbst ein hübsches Kastell. Vor 1848 war es jedoch ein belebterer Ort als jetzt; damals nahm der Handel der jenseits der Theiß liegenden Landestheile seinen Weg über den Strom hier vorbei, unter Benützung der damals noch vorhandenen Holzbrücke bei Czibakháza. Hier passirten auch die walachischen Fuhrleute mit ihren Waaren

aus dem Banat, ja zuweilen aus Rumänien. Zehn bis fünfzehn ihrer Pferdchen sah man vor einen Wagen gespannt, und ausgespannt wurde zur Raft, wo sich eben ein geeigneter Weideplatz bot. Ein ganzes Gestüt glaubte man beisammen zu sehen, wenn einige Wagen ihre Pferde losließen. Der Weg bis an die Theiß führte in großer Breite, durch keine Gräben beschränkt, über die Puszta Tetétlen; an die fünfzig Wagen-
spuren sah man da neben einander laufen. Jeder fuhr über das Gras hin, „dem Kirchthurm nach“, wie es ihm just paßte und wo er leichter zu fahren glaubte. Hier, auf Puszta



Alpár.

Tetétlen wölbt sich noch heute der Hügel, auf dem einst — der Überlieferung nach — das Zelt des Fürsten Árpád gestanden; ein schönes Gedicht Johann Arany's hat den Ort auch literarisch berühmt gemacht.

Naher der Theiß ist in den leztvergangenen Jahren hier herum auch eine Gemeinde entstanden. Sie heißt Kara-Jenő und wurde von den jazzygischen Städten gestiftet. Kaum eine halbe Meile von ihr liegt das Dorf Várkony, geschichtlich bekannt dadurch, daß König Andreas I. hier seinem jüngeren Bruder Béla die berühmte Wahl zwischen Schwert und Krone ließ. Nicht viel weiter abwärts — wobei man unterwegs zwei blühende Dörfer: Ó- und Új-Nécske trifft — folgt wieder ein historisch berühmter Ort: Alpár.

Sein ziemlich hoher Hügel besteht noch jetzt und enthält mancherlei Reliquien. Immerfort kommen aus ihm durch Nachgrabungen Ringe, Pferdegebisse, Schnallen und Waffenstücke ans Tageslicht. Nach geschichtlicher Überlieferung stand hier die Schanzenburg des Fürsten Zalán, als die Magyaren einwanderten, und auf dem Gefilde von Apár erfocht Árpád an der Spitze seiner Kriegsscharen den entscheidenden Sieg, dessen Preis die neue Heimat war. Das zersprengte Kriegsvolk Zaláns warfen die Magyaren in die Rohrflümpfe der Theiß; mit seinem Heere verlor Zalán auch sein Land.

Oberhalb Apárs, dort, wo die Schlacht aller Wahrscheinlichkeit nach stattgefunden, erstreckt sich die Sandfläche beinahe bis an die Theiß hinab und gehört zur Gemarkung der Stadt Kecskemét. Das betriebssame Volk von Kecskemét setzt mit seinen Producten an dieser Stelle auf das jenseitige Gebiet über, wohin es namentlich Kraut, Kartoffeln, Obst und dergleichen führt. Die Überfuhr befindet sich bei Tisza-Ugh; sie mußte verlegt werden, als man der Theiß ein neues Bett grub. Früher hatten die Kecskeméter ihren Landungsplatz bei der Szikraer Csárda, aber in jenem Flußarm fließt jetzt kein Wasser mehr.

Bei der Szikraer Csárda steht ein Sandhügel, die größte Erhebung in dieser Gegend; von ihrem Gipfel aus öffnet sich eine Aussicht von seltener Schönheit, wie sie sich vielleicht im ganzen Alföld nicht wieder findet, denn sie umfaßt bei schönem Wetter die Kirchthürme von zehn bis zwölf fernen Ortschaften.

Die Puszten.

Einige wagrechte Linien in verschiedenen Tönen von Grün, eine halbverfallene Csárda (Wirthshaus) mit windschiefen Lehmwänden und vermorschtem Rohrdach, dann ein trübseelig gen Himmel starrender Brunnenschwengel: dies ist das Bild der Puszta, wie es der Städter kennt. Ein zu trockener Stoff, um sich dafür zu begeistern; es fehlt darin alle malerische Abwechslung, selbst die Phantasie findet da kaum etwas, woran sie sich klammern könnte; und über alledem ausgebreitet liegt eine graue Wolke unendlicher Längeweile. Und dennoch wird diese Puszta immer wieder von den Dichtern besungen; die poetische Einbildungskraft erfüllt sie mit wunderbaren Reizen; wer zum ersten Male ihren Umkreis betritt, hegt die Erwartung, es würden sich Feenhaine vor seinen Augen aufthun.

So aber ist die Puszta keineswegs beschaffen.

Ihre Schönheit ist einfach geartet wie die des Meeres: sie ist die Unendlichkeit. Da ist nichts, wodurch der Rand des Sehkreises ausgezackt erscheinen könnte, ohne die geringste Scharte lagert sich ihm ringsum der Rand des Himmelsgewölbes auf. Der Blick reicht so weit in die Runde, wie vom Verdeck eines Schiffes: statt der Wellen des Wassers sieht er

hier die Saat wogen und das grüne Gras. Hier und da in weiter Ferne, dem Mastbaum eines Schiffes ähnlich, steigt der Kirchturm einer Stadt, eines Dorfes in die leere Luft.

Was ist denn nun aber die Puszta? Ein untergegangenes Dorf. In den meisten Fällen ist sie wirklich nichts Anderes. Wer die Pusztenflächen durchstreift, findet an gar manchen Orten die Trümmer der einstmaligen Kirche, oder eine Stelle, von der die Alten räumen: hier hat einst die Kirche gestanden. Und wer im Buche der Geschichte blättert,



Überfuhr bei Tisza-Ugh.

erfährt, daß da und dort, wo heute nur eine Puszta zu finden, irgend einmal unter dem gleichen Namen eine blühende Gemeinde bestanden.

Von der Budapest-Czegléder Eisenbahnlinie bis hinab nach Kis-Kőrös und Galas auf einer Fläche von 2.600 Quadratkilometer liegt eine Puszta neben der anderen. Das Gebiet ist größer als so manches Comitat. Dies ist die größte Pusztenfläche des Landes. Bótharasz, Dános, Mike-Buda, Batha, Bac, Hernád, Bene, Lajos, Udacs, Baracs, Beszér, Carlófar, Balázs, Agasegyháza, Ballószeg, Kőncsög, Szent-Imre, Drgovány, Páhi, Bócsa, Kaslanyu, Bugacz u. s. w. bilden eine einzige zusammenhängende Pusztenstrecke, die nirgends von einem Dorfe unterbrochen ist. Aber auf dieser weiten Fläche haben die meisten Puszten noch jetzt ihre Kirchen, wenn diese auch in Trümmern liegen.

In Pótharaszt, Bacs, Szent-Imre stehen die Mauern noch heute, während in Mife-Buda, Galom, Batya nur noch zerstreute Backsteine die Stelle bezeichnen, wo vor nicht allzu langer Zeit noch Ruinen sichtbar waren, anderwärts dagegen schon vor dreißig Jahren die letzte Spur der verschollenen Gemeinde dem Boden gleichgemacht wurde. Mitunter hat sich ein Name erhalten, wie „Kirchenhügel“ oder „Kirchenfeld“, um die Erinnerung an das untergegangene Dorf zu bewahren. Und dies findet sich nicht nur im Pester Comitatz. Auch auf den Puszten des Bekéser oder Biharer Comitatz, z. B. in Rót, Trász, Bucsa, Békmegher, Dobozmegyer sind die Ruinen der verfallenen Kirchen und Klöster noch vorhanden und geschichtliche Urkunden bezeugen, daß an diesen Stellen, welche jetzt Puszten sind, ehemals Städte und Dörfer gestanden.

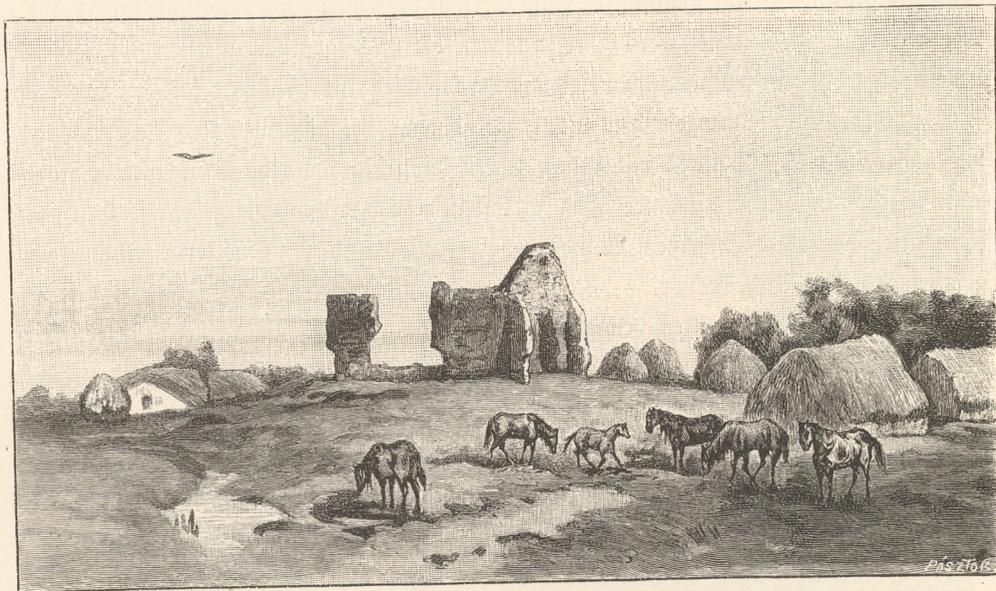
Eine solche verfallene Kirche heißt im Munde des Volkes „puszta-templom“, was wir des bezeichnenden Ausdruckes wegen mit „Pusztentempel“ übersetzen wollen, obgleich das Volk darunter eine verödete Kirche versteht, denn „puszta“ bedeutet als Beiwort „öde“. Und in diesem Sinne von „öde“ wird das Wort auch oft in Ortsnamen gebraucht. Puszta-Kocsér, Puszta-Pó, Puszta-Dán-Szent-Miklós, will also besagen: das verödete Dorf Kocsér, oder das verödete Dán-Szent-Miklós.

Auch ihre besonderen Grenzmarken hat jede Puszta, selbst wenn sie das Eigenthum irgend einer Stadt oder irgend welcher Privaten bildet. Die Puszta Nyársapát z. B. grenzt an die Stadt Nagy-Körös und die Felder von Nyársapát gehören zumeist Bürgern jener Stadt, aber trotzdem bilden Stadt und Puszta gesonderte Gebiete. Zwischen ihnen verläuft der Grenzrain, an dem einerseits das Gebiet der Stadt aufhört, andererseits das der Puszta beginnt, obgleich das Feld diesseits und jenseits vielleicht demselben Besitzer gehört. Auch dies bekundet noch, daß die heutige Puszta ehemals eine selbständige Gemeinde gewesen; die Ursache zur Grenzcheidung besteht jetzt nicht mehr, wohl aber die Grenzcheide selbst, als ein Vermächtniß der Vergangenheit. Das Volk selbst drückt diesen Unterschied mit aller Schärfe aus. „Ich gehe auf die Tanya (Gehöft) hinaus“, sagt er, wenn die Tanya auf städtischem Gebiet liegt, aber im anderen Falle: „Ich gehe auf die Puszta hinaus.“

Die Puszten sind meist zur Zeit der türkischen und tatarischen Verwüstungen entstanden; der größte Theil nach der Katastrophe bei Mohács. Als die Türken im Jahre 1529 bis unter die Wälle Ofens vordrangen und dann auch das Land zwischen Donau und Theiß durchzogen, da verbrannten sie unterwegs alle Dörfer, die sie gar nicht zu belagern brauchten, da Niemand dieselben vertheidigte; sie schleppten die Blüte der Bevölkerung in die Slaverei, zersprengten den Rest nach allen Richtungen und ließen unbewohnte Einöden hinter sich. Bis auf den heutigen Tag ist ein großer Theil dieser Dörfer nicht wieder aufgebaut worden und daher rührt es, daß auch jetzt die bedeutendsten und ausgedehntesten Puszten sich im Lande zwischen Donau und Theiß befinden. Herren

und Knechte flohen in die weite Welt und während der langen Türkenherrschaft suchte Niemand sein Recht in diesen verheerten Dörfern; er hätte es ja umsonst gesucht. Die türkischen Paschas verfügten über die Ländereien, als über ihr Eigenthum. Einzelne Städte kauften ihnen den Grund und Boden einzelner verwüsteter Dörfer um gutes Geld ab, ohne Rücksicht darauf, wem derselbe früher gehört habe. So kaufte z. B. Nagy-Körös das Gebiet von Bótharasz, das noch jetzt der Stadt gehört.

Die Bewohner einzelner Städte besaßen ihre Puszten bis in die neueste Zeit herauf als gemeinsames Eigenthum; hier und da ist dies noch jetzt der Fall. Besonders die Städte



Pusztentirche zu Szent-Király.

der Rumänen und Jazygen besaßen deren viele und diese lagen oft recht weit entfernt vom Gebiet der Gemeinde. Noch vor dreißig Jahren verwalteten solche Gemeinden ihre Puszten in derselben Weise, wie Debreczin die Hortobágy verwaltet. Die Bürger der Stadt durften im Verhältniß zu ihrem Grundbesitz Vieh auf die Weide der Puszta schicken. So waren z. B. Agasegyháza und Jakabszállás Eigenthum der kleinfumanischen Städte, während die Puszten Mikse, Bene und Lajos den jazygischen Städten gehörten. Da übersommerte und überwinterte denn das Jungvieh der städtischen Bürger. Der Landwirth schickte die Mutterkuh sammt dem Kalbe mehrere Meilen weit auf die Puszta hinaus und sah beide manchmal zwei Jahre lang nicht wieder. Die Puszta hatte abgesonderte Triften für die Rinderherde, das Gestüt, die Schafherde.

Seitdem haben sich diese Zustände meist geändert, wie ja auch das gesammte landwirthschaftliche Leben. Ein intensiverer landwirthschaftlicher Betrieb wurde möglich und

auch nothwendig. Die Lebensbedürfnisse steigerten sich und dergleichen die Anforderungen des Staates an den Einzelnen; es galt also auch die Production zu steigern. Aber zugleich machten die nach allen Richtungen gebauten Eisenbahnen es möglich, das erzielte Getreide zu verkaufen.

Heute ist die Puszta nicht mehr, was sie war. Wer etwa die Strecke zwischen Donau und Theiß vor vierzig Jahren gekannt, würde sie heute nicht mehr erkennen. Damals war die Puszta von der Pest-Uzgleder Eisenbahnlinie hinab bis Majsa und Galas überall bloßer Weidgrund. Kein Baum, keine Tanya war da zu sehen. Hier und da wurde etwas Weniges gepflügt — auf Halbseid. Zum Verkauf blieb von der Ernte kaum etwas übrig. Die Bewohner der umliegenden Dörfer waren die Halbbauern, nur selten die Pusztenbewohner, welche in selbstgebauten Lehmhütten wohnten; sie höhlichten nämlich eine Grube in der Erde aus, umzogen den Rand mit einem Geländerzaun aus Weidenruthen, verschmierten dieses Geflecht mit Lehm, legten dann ein Dach darüber, nicht ohne ein paar Fenster in der Feuermauer offen zu lassen, und das Wohnhaus war fertig. Heute schimmern überall die weißen Wände wohlgebauter und reingehaltener Tanyas aus grünem Akaziendickicht hervor.

Die Städte vertheilten den gemeinsamen Pusztenbesitz unter ihre Bürger. Diese verließen dann entweder die Stadt, bauten sich mitten in ihrem Feldantheil eine Tanya und bezogen dieselbe mit der ganzen Familie, oder sie konnten sich von der Stadt nicht trennen und verkauften jene Felder an Unternehmungslustigere. Um die Tanyas her entstanden Gemüsegärten, wohl auch Obstplantagen, ja sogar Weingärten. Die einzelnen Ackerstücke wurden mit Gräben umfangen und in diesen oder längs ihrer Böschungen Reihen von Akazien gepflanzt.

Vielfach — besonders im Pester Comitatz — zogen selbst die größeren Grundbesitzer auf die Puszta hinaus, wo sie sich Maierhöfe und Wohnhäuser bauten, um dort Sommer und Winter verbringen zu können.

Manche Puszten sind in Bezug auf Cultur und Bewirthschaftungssystem heute sogar diesem und jenem städtischen Gebiete voraus. Der städtische Bürger hält sich wenig auf der außen gelegenen Tanya auf. Er geht wohl zur Zeit der Hauptarbeiten hinaus, sein ständiger Wohnsitz aber bleibt die Stadt. Er wendet nicht seine ganze Sorge der Tanya zu. Er kümmert sich nicht viel um ihre Verschönerung. Der Pusztenbewohner dagegen wird schon durch die Nothwendigkeit hiezu gezwungen. Er kann nicht zwei oder drei Stunden weit in die Stadt hineinlaufen, wenn er ein Stück Holz braucht, daher pflanzt er sich das lieber draußen. Auch Obstbau treibt er, da er in der Nähe keinen Obstmarkt findet. Aus demselben Grunde muß er sich einen Garten anlegen. Freilich besteht sein Obstgarten nur aus etlichen Weichsel-, Aprikosen-, Pfäulen- und Maulbeer-

bäumen (Kirschen-, Apfel-, Birnen- und Nuszäume sind seltener); in seinem Gemüsegarten aber kommt wenig mehr vor als Kraut, Kürbisse, Gurken, Melonen, Petersilie, gelbe Rüben, Paprika, Zwiebeln und Bohnen, während Erbsen, Linjen und dergleichen seltener zu finden sind.

Die zahlreichen Tanyas, Gärten und noch zahlreicheren Bäume bilden jetzt auf den Puszten schon förmliche Haine, welche in dichter Reihe aufeinander folgen. Dort, wo vor dreißig Jahren der Weg durch magere Schafweide führte und oft an die fünfzig



Der Wald von Baes mit Damwild. Pusztakirche.

Wagenspuren nebeneinander zu sehen waren, ziehen jetzt feste Straßen dahin zwischen Gräben, von deren Böschungen herab Akazienreihen ihren kühlen Schatten, und zur Blütezeit auch ihren köstlichen Duft spenden. Selbst Strecken, welche früher unbestritten dem Flugande gehörten, hat die Cultur sich größtentheils unterworfen.

Als man zuerst daran ging, die Sandflächen aufzuackern, schien es, als drohe dadurch auch dem mehr gebundenen Boden eine Gefahr. Der durch den Pflug aufgewühlte Sand wurde zum Spielball des Windes, der ihn nach Belieben aufgriff und anderswo wieder verstreute. Dichte, gelbgraue Staubwolken verfinsterten den Himmel und wälzten sich zusehends heran. Der feinkörnige Sand flog mitunter meilenweit umher. Auf große

Entfernungen gab es keinen Baum, ihn in seinem Fluge aufzuhalten. Wo er einen Baum, oder auch nur einen Grabenrand traf, da schlug er sich in dünnen Schichten nieder, die dann Jahr um Jahr dicker wurden. Wo er auf junge, nur wenige Tage alte Saat stieß, da fengte er sie am Halm ab und am nächsten Morgen stand die zarte Pflanze verschrumpft, verdorrt da. Gegenwärtig hindern an den meisten Stellen die vielen Bäume den Wind, sich des Sandes zu bemächtigen. Auch haben die Leute gelernt, den Boden vor dem Pflügen mit langhalmigem Stroh zu bestreuen, an dem der Sand seinen Halt findet. Überdies wird fleißig gedüngt. Das fortgesetzte Düngen hat den Sand nicht nur gebunden und fruchtbar gemacht, sondern ihm auch eine dunklere Farbe verliehen.

Seit fünfzehn Jahren kommt in der Gegend von Bótharasz und Batya, wo sonst in jedem Frühling und Herbst gewaltige Staubwolken ihr Unwesen trieben, dergleichen nicht mehr vor. Bei Nyáregyháza hatten die Grafen Beleznay irgend einmal längs ihrer Grenzen einen einfachen Zaun gezogen, um ihr Besitzthum zu Dános gegen den vom Winde einhergefegten Sand zu sichern. Der Sand machte an dem Zaune Halt, bildete nach und nach Hügel und seitdem ist Dános sandfrei.

Was man in kurzer Zeit aus einer Puszta machen kann, das sieht man am besten an der Puszta Bacs, welche durch die Koháry'sche Erbschaft herzoglich Coburg'sches Eigenthum geworden ist. Ehedem bestand daselbst ein Dorf, das durch die Türken vernichtet wurde; die Einwohner fanden sich später wieder zusammen und übersiedelten mit ihrem Geistlichen nach Nagy-Körös. Alles war Wüstenei. Mit Ausnahme des Waldes bestand die ganze Fläche von 18.000 Joch aus lauter Sandhügeln. Die Leute von Kecskemét hatten den Pacht (ein dortiger Bürger Namens Johann Kalocsa war einstmal's Pächter des ganzen Gebiets und bezahlte dafür Alles in Allem 55 Thaler und ein Paar mit Taffet gefütterte, karmoisinrothe Stiefel), sie benützten das Ganze als Weideland. Erst im Jahre 1837 übernahm die herzogliche Familie die Puszta in Hausbetrieb. Damals bot sie ein paar tausend Schafen und etlichen Schäfern Nahrung, ein Wohnhaus war auf ihr nirgends zu finden. Alles mußte von Grund auf begonnen werden. Da hieß es die Macht des Windes brechen, das Weideland in Acker verwandeln, von weither Arbeitskräfte holen, Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude errichten. Und all das geschah, und zwar mit wunderbarem Erfolge. Heute ist die Puszta in neunzig große Tafeln abgetheilt (die Wälder ausgenommen) und zwischen den Tafeln ziehen breite, zur Viehweide geeignete Straßen dahin, beiderseits mit fünf- bis siebenreihigen Akazienalleen eingefast, welche als Windfänge dienen. Die Felder werden regelmäßig bewirthschaftet, und in dem Sande, den einst der Wind von Ort zu Ort trieb, gedeihen jetzt Kaps, Weizen, Tabak und Luzerne. Mitten auf der Puszta steht eine Dampfmühle, um das Getreide zu mahlen, und eine Spiritusbrennerei, um die Kartoffelernten zu verwerthen. Ein schönes Gestüt, dessen

Pferde wegen ihres leichten Ganges berühmt sind, eine Rinderherde von Csáky'scher Zucht, eine Schweineherde und eine edle, fast 10.000 Stück zählende Schafherde beleben die Weidegründe. Der Eichenwald enthält einen werthvollen Wildstand von etwa 300 Stück Damwild und eine große Menge von Fasanen. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt 1872 Köpfe. Die Besiedlung hat von den Comitaten Sáros, Zemplén, Árva, ja von Galizien her stattgefunden, aber die Sprache der Leute ist jetzt die magyariſche. Sie haben ihren eigenen Richter und Notar, denn ſie bilden eine Großgemeinde, ihren eigenen Seelſorger mit eigener Kirche, auch eine Schule mit zwei Lehrern. Sogar ein Poſtamt hat dieſe Puszta und darin eine Poſtparkeſſe, deren jährlicher Umſatz an die 30.000 Gulden beträgt. — Wie geſagt, die Puszta iſt aus einem Dorfe entſtanden. Die Cultur macht ſie wieder zum Dorfe. Unſerer Zeit iſt die Aufgabe zugefallen, dieſe Umwandlung zu bewirken und die Verſäumniffe von drei Jahrhunderten gut zu machen.

Das Werk der Vernichtung war raſch gethan. Eine türkiſche Schar brauchte in einem Dorfe nur ein paar Stunden lang zu ſetzen und zu plündern, um es für Jahrhunderte zur öden Puszta zu machen; nun aber dauert es Jahrhunderte, biß die vielen Ruinen wieder als Gebäude daſtehen und neue Dörfer auf den alten Stellen erwachſen werden, um Zeugniß abzulegen von der Kraft, der Entwicklung, dem Gedeihen der Nation. Rüſtig geht die Arbeit vorwärts. Die geeignetſten Coloniften ſind in dieſer Hinſicht unſtreitig die Tazygier und Rumanier, die laut dem Zeugniß der Geſchichte am längſten das Nomadenleben geführt, am ſpäteſten ſich in Städten niedergelaſſen haben. Die Gemeinden Kerekegyháza, Jász-Kara-Tenő, Lajos-Mizse ſind hervorragende Proben ihrer coloniſatoriſchen Fähigkeit. Wie es dabei zugegangen, ſei wenigſtens an einem Beiſpiele gezeigt.

Lajos-Mizse war noch vor zwanzig Jahren eine vollkommene Einöde an der Budapeſt-Kecskeméter Landſtraße, einerſeits von Kecskemét und Nagy-Rörös, anderſeits von Puſzten begrenzt, Eigenthum des Compofforats von Jászberény, wie das anstoßende Bene den Jászladányern gehörte. Das Gebiet Weider bildete etwa 50.000 Joch bloßer Hutweide. Ein Puſztenrichter, von der Stadt Jászberény delegirt, ſtellte die höchſte Obrigkeit vor. Die Bürger der Stadt beſaßen den Acker gemeinſam und benützten ebenſo die Weide. Der Boden iſt zum Theil ſehr fruchtbar, aber auch dieſer Theil wurde nicht beſtellt. Die Pferde hatten ihre eigene Weide, deßgleichen die Rinder- und die Schafherde. Jeder Bürger von Jászberény durfte im Verhältniß zu ſeinem im Orte befindlichen Grundbeſitz Vieh auf die Weide ſchicken. Der Boden der Puszta war eigentlich die Appertinenz des ſtädtiſchen Grundes von Jászberény. In ihrem ganzen Bereiche gab es, außer dem Hauſe des Puſztenrichters und den Hütten der Hirten, kein anderes Gebäude, als einen großen Gaſthof an der Landſtraße. Vor der Eröffnung der Eiſenbahn reiſten

nämlich die Leute aus dem ganzen Banat, aus Arad, Szegedin und Kecskemét auf dieser Landstraße nach Pest und von da nach Wien. Dieser Gasthof war die letzte Station, von wo man, selbst mit schweren Lastwagen, in einem Tage nach Pest gelangen konnte, daher auch stark besucht. Der Gast konnte jederzeit Unterkunft finden (es waren etwa sechzehn eingerichtete Zimmer vorhanden), dergleichen die Fuhrleute, die mit ihren ankommenden, abfahrenden und Rast haltenden Fuhrwerken einiges Leben in die Gegend brachten.

In den Sechziger-Jahren vertheilten die Jászberényer den Grund und Boden unter sich, nach dem Verhältniß ihres Besitzes. Wer innerhalb der Gemarkung mehr besaß, der bekam auch mehr von der Puszta. Das Ganze wurde vermessen und parcellirt, dabei noch Raum gelassen für die zu erbauende Ortschaft. Das Terrain wurde zwar nicht gut gewählt, da man die besseren Felder zu Ackerland bestimmte und nicht mit Häusern verbauen mochte, aber trotzdem kam das Dorf nach und nach zustande und auch eine schmucke Kirche wurde gebaut. Ein Theil der Städter haute sich draußen auf der Puszta seine Wohnhäuser und nahm dort seinen bleibenden Wohnsitz. Manche machten sich im Dorfe selbst ansässig, Andere errichteten auf ihrem Feldantheil eine Tanya und blieben da wohnen.

Wo vor dreißig Jahren nur etliche Hirten und der Pusztenrichter sich aufhielten, da wohnen jetzt sechstausend Menschen. Mitten auf der Puszta ist eine blühende Gemeinde entstanden und die Zahl der Tanyas allein beträgt 539. Wo man vor dreißig Jahren den Boden nur als Weidgrund zu verwerthen wußte, wird jetzt fünfzehn Gulden Pacht für das Joch gezahlt. Die Bevölkerung gehört zu der betriebsamsten im Alföld. Sorgfältig baut sie ihr Feld und versorgt mit dem Überschuß ihrer Producte den Markt von Kecskemét, dessen Bewohner doch selber betriebsam genug sind. Einen Beweis für den praktischen Sinn der Leute bietet schon der Umstand, daß sie zum Bau der geplanten Bahnlinie über Örkény und Dabas nach Steinbruch (Köbánya) einen Beitrag von 50.000 Gulden angeboten haben. Die Generalversammlung faßte den Beschluß einstimmig, Niemand sprach ein Wort dagegen.

So wird die Puszta zum Dorfe.

Vor dreißig Jahren wurde eine der wildesten Gegenden des Landes nur von Rinderherden zerstampft, von Roßhirten und Schäfern bewohnt; heute legen ihre Bewohner 50.000 Gulden zusammen, um eine Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt zu erlangen.

Charakterzüge des Volkes.

Wir haben bereits erwähnt, wie sehr die Pester Ebene für die Niederlassung des Urmenschen geeignet war. Die sanft geneigten Halden des Eszrhát mit ihrem leicht zu bearbeitenden Boden, die Ufer der Donau und Theiß mit ihrer reichlichen Fischnahrung mochten von Anfang an große Anziehungskraft auf den Menschen ausüben, der die

Mühsal des unstäten Lebens durch die Wahl eines ständigen Wohnortes enden wollte. Und daß der Armenisch hier gewohnt, beweisen seine unzweifelhaften Spuren sowohl auf dem Uzerhát als auch am Theißufer. Unfern von Monor, bei Gomba, erhebt sich eine Höhe Namens Bárhegy (Burgberg), die in vorgegeschichtliche Zeiten zurückweist. Die Nachgrabungen haben daselbst eine mit Süßwassermuscheln vermischte Aschenschichte, nebst verkohlten Menschen-, Hirsch- und Schafknochen zu Tage gefördert. An diesem jetzt wasserlosen Orte muß also der Mensch gleichzeitig mit jenen Muscheln gelebt haben. Hätte



Weinbauer von Kecskemét.

irgend eine spätere Überschwemmung die Muscheln dahingetragen, so hätte dieselbe Flut den Feuerherd des Armenischen hinweggeschwemmt. Zu jener Zeit waren die tiefer liegenden Stellen noch von Wasser bedeckt, in dem die Muscheln lebten, und nur einzelne hügelartige Erhebungen waren aus dem Süßwassermeeere aufgetaucht, als bereits die ersten Ansiedler auf den Höhen erschienen und mit Steingeräthen ums Dasein kämpften.

Auch bei Tószeg am Theißufer ist die Niederlassung des Armenischen erhalten geblieben. Die Flut deckt da die Reste von Pfahlbauten. Drei gesonderte Stockwerke sind über einander gebaut, jede obere, nachdem die untere schon abgebrannt war.

Und auch in jenen Epochen, in welche das Licht der Geschichte hineindringt, finden wir fortwährend den Menschen in diesen Gegenden. Hier führte der Weg der Eroberer durch. Von Norden nach Süden boten die sanft geneigten Abhänge des Ezerhát einen leichten Übergang. Bei der großen Völkerwanderung zogen fast alle in Bewegung gerathenen Stämme hier durch, dem heißersehten Süden zu. Diejenigen, die stark genug waren, das Land zu vertheidigen, nahmen es in Besitz. Vor der Römerzeit finden wir da zwischen Donau und Theiß die Jazygen, und zwar in Städten angesiedelt, deren Namen und Gedächtniß uns Ptolemäus bewahrt hat. Hier schlugen die Krieger Attilas ihre Zelte auf und der Abgesandte des griechischen Kaisers fand den Hof des Hunnenkönigs am rechten Ufer der Theiß. Die Awaren und Ostgothen hatten diese Gegenden durch längere Zeit inne. Die magyarischen Einwanderer fanden daselbst das Volk Zaláns vor, das sie sich in einer entscheidenden Schlacht unterwarfen. Die scythischen Krieger vermischten sich mit den hier vorgefundenen Völkerschaften. Dann, noch unter den Königen aus dem Hause Árpáds, ließen sich Petschenegen und Rumanen in großer Zahl auf dem Landstrich nieder, den der Tatarenzug entvölkert hatte. Später fanden daselbst Griechen, Serben, Dalmatiner feste Wohnsitze. Nach dem Niedergang der Türkenzeit aber bevölkerte sich die von Einwohnern völlig entblößte Gegend sozusagen ganz neu mit Scharen, die, man kann wohl sagen, aus allen vier Weltgegenden dahinströmten.

Durch die Kriege, die um den Besitz des Landes geführt wurden, hat die Umgebung der Hauptstadt am meisten gelitten; ungefähr alle zweihundert Jahre einmal wurde ihre Bevölkerung gänzlich ausgerottet, aber eine neue siedelte sich an und diese Ansiedler blieben immer Magyaren, oder wurden zu Magyaren.

Diese Erfahrung machen wir auch bei Gelegenheit der letzten großen Besiedelung, obgleich diese durchgreifender war als die übrigen. In der Zeit nach der Türkenherrschaft war das ganze Zwischenland der Donau und Theiß eine wüste Einöde. Alte Städte waren verheert und in den noch vorhandenen irrten nur wenige Bewohner umher. Bei der Steuerconscription im Jahre 1690 betrug auf dem ganzen Gebiete des Comitats Pest-Pilis-Solt die Zahl der Anwesen $39\frac{1}{32}$. In jenem Theile des Comitats, der am rechten Ufer der Donau liegt (im gesammten alten Comitate Pilis) wurden, obgleich derselbe verhältnißmäßig mehr geschont worden war, nur die folgenden Ortschaften mit wenigen Einwohnern conscribirt: „die Stadt Ofen mit etlichen neuen Einwohnern; Zámbeß, wo etliche ungarische Soldaten sind; Börösvár, wo der Postmeister wohnt nebst etlichen Einwohnern; Tököly, Becse, Bia, Tök, Páty, Altofen, Kaláz, Pomáz, Szent-Andre, Böcs-Megyer, Monostor, Tótfalu und Bogdán“. Dagegen waren verlassen und standen unbewohnt: Török-Bálint, Torbágy, Budaörs, Szölös, Jenő, Hideg-Kút, Bekás-Megyer, Üröm, Tinnye, Solymár u. s. w., u. s. w.

Die um diese Zeit erfolgte Neubesiedelung bedeutete beinahe eine Neuschaffung des Comitats. Dörfschaften, die neben einander lagen, erhielten ihre Einwohner aus ganz verschiedenen Gegenden. Pilis und Alberti wurden mit Slovaken aus den Comitaten Nógrád und Sohl in bunter Mischung bevölkert; die Einwohner von Berczel kamen aus Hannover und unter ihnen ließen sich später Magyaren nieder, die aus Uri dahinkamen; Uj-Hartyán wurde durch den Fürsten Grassalkovich größtentheils mit Deutschen aus Schlesien besetzt; Némedi wurde von magyarischen Schafhirten, die aus Ráczevi einwanderten, occupirt, ihre Nachkommen flüchteten später nach Gran, von wo sie aber wieder zurückkehrten; in Sári setzte sich eine Mischung von oberländischen Slovaken und Schlesiern fest. — So viele Gemarkungen, so vielerlei Volk; und dennoch fehlt es dem Gesamt-Charakter der Bevölkerung nicht an gemeinsamen Zügen. Zum Theil wird dies durch die Thatsache erklärt, daß es unter den neu besiedelten Gemeinden kaum eine gibt, wo nicht gleichzeitig mit den neuen Bewohnern auch die Nachkommen der alten magyarischen Bewohner eingewandert wären, oder die nicht auch Bewohner aus den nicht verwüsteten Gemeinden erhalten hätten. Die früheren Bewohner vergaßen, unter Fremden angesiedelt, nach und nach sogar ihre Muttersprache, wie dies bei vielen Dörfern nachweisbar ist, aber ihr Einfluß auf die Gestaltung des Volkscharakters ging nicht verloren. Dieser Einfluß wurde durch die äußeren Umstände verstärkt. Vor Allem wirkten Klima und Beschäftigung umgestaltend auf die aus verschiedenen Gegenden zusammengeströmten Bevölkerungen. In dieser Hinsicht hat das Klima Ungarns eine schier wunderbare Wirkung. Die große Hitze, die lange Trockenheit, Seltenheit des Regens und beständiger Wassermangel, der fast verschwindend kurze Frühling verändern zuerst die Gewohnheiten, dann die Sitten, schließlich sozusagen die ganze Empfindungswelt der von auswärts Eingewanderten. Ein Fremdling, der in der früheren Heimat seine Tage bei unausgesetzter, einförmiger Arbeit verbracht hat, kann hier die eine Hälfte des Jahres hindurch in einer Behaglichkeit leben, die alle seine Erwartungen übertrifft, während er freilich gerade in der heißesten Jahreszeit eine so nachhaltige Arbeitskraft entfalten muß, wie er sie früher gar nicht geahnt. An windstillen Sommertagen, wenn das in den Sand gesteckte Thermometer 61 Grad Celsius zeigt, muß er seine von den Vätern überkommene Kleidung ändern, eine leichte, luftige Tracht anlegen und die Stiefel ausziehen, da er es in diesen an der Sonne nicht lange aushalten würde. Die Theuerung des Baustoffes und die Seltenheit des Holzes zwingen ihn, im Freien zu wirthschaften und das Getreide in Fehmen zu legen, statt es in Scheunen einzuführen. Er muß treten lassen, anstatt zu dreschen, denn er muß rasch fertig werden, sonst kommen ihm die Herbstregen über den Hals und verderben die auf freiem Felde befindlichen Fehmen. Und dergestalt durch die Naturverhältnisse aus seiner Behausung ins Freie hinausgetrieben, ist er genöthigt, sich den Eigenthümlichkeiten der Natur anzupassen.

Und so kommt es, daß, während in den gebirgigeren Gegenden des Landes, näher an den Grenzen, die dort wohnenden Völker ihre ursprünglichen Eigenheiten behalten haben, auf der Pester Ebene, sowie überhaupt im Alföld, zwei oder drei Generationen hinreichen, um den Charakter der eingewanderten Völker zu verändern. Die Slovaken des Oberlandes sind charakteristische Beispiele dafür. Sie wohnen seit mehr als tausend Jahren in ihren Bergen und bewahren eine feststehende Eigenart. Wenn sie ins Alföld heruntergelangen, verändert sich ihr ganzes Wesen. Selbst dort, wo sie in größere Massen zusammengeschlossen, ihre Muttersprache behalten, ist die Umwandlung augenfällig. In dieser Hinsicht ist die Bevölkerung von Békés-Csaba sehr charakteristisch für das ganze Alföld. Diese Stadt wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Slovaken aus dem Sohler Comitat bevölkert, aber welcher ungeheurer Unterschied besteht zwischen dem Slovaken von Csaba und dem von Sohl. Die hoch aufgeschossene Gestalt haben die Enkel im Alföld noch geerbt, aber ihr Wuchs, ihre Gliedmaßen haben sich gerundet, die Wohlhabenderen setzen Fett an (was im Sohler Comitat nur ausnahmsweise vorkommt) und was die Hauptsache ist, selbst jene gewissen, charakteristisch dreieckigen Slovakengeichter haben sich abgerundet. Während der nach Amerika ausgewanderte Engländer einen längeren Hals bekommt, der nach einer oder zwei Generationen schon ganz lang ist, sehen wir im Alföld das Entgegengesetzte sich vollziehen, indem der lange dünne Hals des Slovaken daselbst kurz und dick wird.

Dazu kommt noch, daß in diesen Gegenden das Volk sich fast ausschließlich mit Landwirthschaft beschäftigt, was ihm gleichfalls seine Spuren aufdrückt. Zwar kommen da auch Gewerbetreibende vor, aber kein einziges Dorf, dessen Bevölkerung sich ausschließlich mit irgend einer Industrie beschäftigen würde, und die allgemeine Erfahrung lehrt, daß auch der Gewerbsmann zur Sommerszeit sein Handwerkszeug liegen läßt, um sich der Bearbeitung seines geringen Grundstückes zu widmen. Und wenn es ihm gelungen ist, ein Sümichen zu ersparen, so verwendet er es nur in seltenen Fällen auf die Vergrößerung seines Geschäftes, vielmehr legt er es in Grund und Boden an und gibt schließlich sein Handwerk auf. Volkswirthschaftlich ist dies keine günstige Erfahrung, aber sie ist lehrreich zur Kenntniß des ungarischen Volkes.

Diese Einflüsse bedingen es, daß die Bevölkerung des Landes, ohne Rücksicht auf ihren verschiedenartigen Ursprung, einen gewissen feststehenden Charakter zeigt. Der Nachkomme des Dalmatiners führt die nämliche Lebensweise, wie sein Nachbar, dessen Vorfahren mit Árpád eingewandert sind. Und der karglicher lebende steirische Bauer würde sich nicht wenig wundern, wenn er sähe, wie sich sein Vetter im Pester Comitat ein gar nettes Häuschen aus Erde baut, wie er sich zur Winterszeit in eine bunt mit Tulpen bestickte Suba kleidet und sich eine Lammfellmütze auf den Kopf setzt, und wie er sich das Bein Kleid mit der nationalen Verschnürung schmücken läßt. Und doch hatten



Volkstracht in Kecskemét. (Tanyabewohner und Städter.)

vielleicht noch ihre Urgroßväter gemeinsame Eltern, und der hieher verschlagene Bruder spricht auch heutigentags deutsch, aber sein rundes Gesicht, sein Wuchs, seine Art zu arbeiten, ja in vielen Stücken selbst seine Denkart unterscheiden sich kaum etwas von denen des Kernmagharen. Und nun erst, wenn dieser deutsche Better auf einer Puszta wohnt, wo die Umwandlung noch rascher vor sich geht! Gewiß würde sich der Ausländer wundern, wenn er erführe, daß die Pusztensöhne (über die er manche Schauermär gelesen) zum guten Theil deutschen und slovakischen Ursprunges sind; sie heißen Weber, Mayer, Weßelka, Szlenár u. s. f. und sind oft nur darum schwer zu erkennen, weil ihnen das Volk neue Namen, oft Spottnamen, gibt, wenn sie einmal einen Ruf haben.

Nur geringe Unterschiede erhalten sich im Außern und die Aufmerksamkeit des Beobachters muß schon scharf auf das Einzelne eingehen — der Maghare besitzt diese Schärfe — um auf den ersten Blick zu erkennen, wer magharischen und wer fremden Ursprunges ist. So hat der Rock des schwäbischen Bauers im Pester Comitát denselben Schnitt wie der des magharischen, er ist aber niemals mit runden Metallknöpfen benäht und seine dunkelblaue Tuchweste weist viel weniger Verschnürung auf. Auch das gewöhnliche, mit Knöpfen benähte Wintergewand des Pusztenbewohners zieht er sich niemals an. Dergleichen binden sich die Mädchen das Kopftuch anders und die Frauen tragen unter diesem Tuche eine Spizenhaube. Um die Extreme einander gegenüberzustellen, führen wir im Bilde einerseits die Volkstracht von Kecskemét, andererseits die von Kalocsa vor. Heute ist das Volk von Kalocsa ebenso magharisch wie das von Kecskemét, obwohl jenes von dalmatinischen, dieses von magharischen Vätern abstammt; der Unterschied zwischen beiden wird sofort ersichtlich werden. Auch die Charaktere des magharisirten Deutschen und des Magharen sind einigermaßen verschieden. Jener ist ruhiger, ordnungsliebender, dabei redseliger und mittheilsamer. Und dies gilt auch von den in dieser Gegend ansäßig gewordenen Slovaken, mit ihrem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen.

Im Allgemeinen kennzeichnet sich das Volk im Pester Comitáte besonders durch nüchterne Klugheit, Fleiß, Sparsamkeit und ein conservatives Festhalten an den Überlieferungen, jedoch gepaart mit der Fähigkeit, aus jeder Änderung der Verhältnisse Nutzen zu ziehen. Im Ganzen ist es von beschaulicher Natur und schöpft seine Kenntnisse mehr aus der Erfahrung als aus Büchern. Es liebt die Bequemlichkeit, weiß aber die Dinge am rechten Ende zu fassen, wenn die Arbeit dringend ist oder seine Interessen es erheischen. Wenn der Mann im Accord arbeitet, leistet er Unglaubliches, er arbeitet z. B. in der Erntezeit 18 bis 20 Stunden mit Aufwand aller Kräfte selbst bei mörderischer Hitze, fast ohne sich etwas Schlaf zu gönnen; im Tagelohn freilich macht er sich bequemer und stellt sich schwerfällig an, kaum daß er ein wenig den Stiel der Haue hebt, dessen Länge ihm sogar die Mühe erspart, dabei den Rücken zu beugen. Den ganzen Winter hindurch

aber beschränkt er sich meistens nur auf die allernothwendigsten Berrichtungen. Auch in dieser Hinsicht gibt es einige Verschiedenheit zwischen den Nationalitäten des Comitats. Der Thätigste ist der Deutsche, der Arbeitskräftigste der Magyar. Mit der Haue z. B. leistet der Deutsche mehr, mit der Sense hält es der Magyar länger aus. Der Slovake eignet sich besser für die langsame Arbeit von Tag zu Tag, ist er aber hier ansäßig und gut genährt, so ist er auch den Anstrengungen der Ernte recht gut gewachsen. Auch er hat sich acclimatifirt, wie jene Pflanzen, die hierzulande schon um die Mitte des Sommers ihre Lebensthätigkeit beschließen.

Die conservative Weltanschauung des Volkes wird sogar durch die Beschäftigung mit der Landwirthschaft bestärkt. Ein ackerbautreibendes Volk hängt überall an seinen uralten Überlieferungen. Schon daß es naturgemäß an einen bestimmten Ort gebunden ist, wirkt darauf hin, und noch mehr der Umstand, daß der Ackerbauer nicht so leicht hin von einem Tag auf den andern leben kann, sondern schon heute säen muß, um in der Zukunft ernten zu können. Ja, diese Ernte! Sie lohnt ihm die Mühsal des ganzen Jahres, um ihr Gelingen rackert er sich und betet elf Monate hindurch; — wie sollte da seine Seele nicht jeder gewaltsamen Änderung, jedem Umsturz abhold sein!

Andererseits jedoch ist es schier zum Verwundern, wie rasch sich das Volk auf der Bester Ebene in die modernen Verhältnisse geschickt, wie leicht es die Vortheile des Eisenbahnwesens sich zuzuwenden gewußt hat. Der Verkehr von Kecskemét, Nagy-Körös, Czegled ist schon oben berührt worden. Auf den Tanyas bei Felegyháza stehen vom Eintritt des Herbstes angefangen die Geflügelkammern geheizt und schon um Weihnachten beginnt die Versendung der Backhühner bis nach Warschau und St. Petersburg hinauf; Monor betreibt den Geflügelhandel nach Budapest, Üllö versieht die Hauptstadt mit schlagfähigen Kälbern, die es von weither zusammenkauft. Und alles dies geschieht nicht durch geschäftliche Unternehmer, Händler oder Agenten, sondern durch das Volk selbst, durch einfache Leute, die keinen anderen Unterricht genossen haben als den der Elementarschulen. Dies ist ein gewichtiger Beweis dafür, welcher Unternehmungssinn, welcher Handelsgeist im ungarischen Volke steckt, nur daß er so lange keine Gelegenheit hatte, sich zu entwickeln. Die Ehrlichkeit des Volkes trägt übrigens viel dazu bei, daß dieser Unternehmungssinn zur Wohlhabenheit führt.

Die meisten Geschäfte werden mündlich abgemacht und es kann höchstens ein Irrthum vorkommen, ein Betrug nur als seltene Ausnahme. Schweinemäster schicken ihre Leute auf entlegene Märkte, um dort Einkäufe auf ihre Rechnung zu machen; Tausende werden ihnen anvertraut, eine Controle ist fast unmöglich, und doch geht in diesen Händen kein Groschen verloren. Leute, die kaum lesen können, kaufen zu Hunderten das Vieh zusammen und verrechnen es daheim aus dem Gedächtniß: diese paar jungen Dachsen haben wir so und

so theuer gekauft, diese Kuh um so und so viel. Kommt einmal ein Irrthum vor, so wird ein gemeinsamer Freund ersucht, Richter zu sein, und von seinem Urtheil an ein anderes zu appelliren, würde für unanständig gelten. In dieser Hinsicht von der Proceßsucht des ungarischen Volkes zu sprechen, wäre eitles Gerede.

Und der Unternehmungsg Geist — der mehr in den Städten, als in den Dörfern entwickelt ist — befähigt die Leute in der Regel, stattliche Vermögen zu gründen. Im Lande zwischen Donau und Theiß finden wir eine Menge Bauern, deren jährliches Einkommen 10.000 Gulden übersteigt; es kommen sogar welche vor, deren Besitzthum einen Werth von nahe einer Million darstellt. Aber auch diese unterscheiden sich weder in Kleidung und Sitten, noch in Lebensweise und Ergözüngen vom einfachen Ackerbauer.

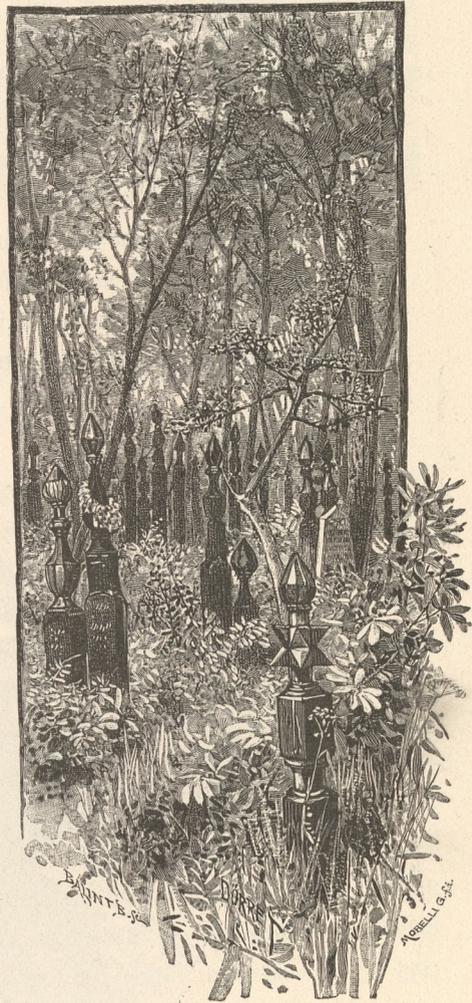
Das Volk dieser Gegend ist still und melancholisch von Gemüthsart. Unter gewöhnlichen Verhältnissen scheut es den Lärm, die laute Lustbarkeit. Zu Hause ist es wortkarg und beschränkt sich auf die nothwendigsten Mittheilungen. Nur in Gesellschaft, besonders beim Wein, löst sich seine Zunge. Bei Arbeiten, die keinen großen Kraftaufwand erfordern und bei denen Viele beisammen sind, z. B. beim Kukuruzschleifen, in den Ruhepausen beim Pflügen, beim Treten oder bei den feiertäglichen Zusammenkünften, gestattet man der Schelmerei freien Lauf. Wiß folgt auf Wiß und die Bemerkungen, die da gemacht werden, sind zuweilen erstaunlich treffend. In alledem tritt weniger Humor als Satire zu Tage. Und trotzdem führt dies nur ausnahmsweise zu Feindschaften, nur Schwachköpfe verstehen keinen Spaß. Die ungestörte Harmonie des Seelenlebens und das ernste Selbstgefühl sieht man diesem Volke auch äußerlich an. Man müßte lange suchen, um ein Volk von so regelmäßiger Gesichtsbildung und wohl proportionirtem Wuchse zu finden wie diese stramm daherschreitenden Bursche und offen und ruhig blickenden Mädchen.

Seine Friedhöfe wartet das Volk mit liebevoller Sorge. Zwischen den Gräbern pflanzt es Laubbäume. An manchen Orten, z. B. in Nagy-Körös, ist der Friedhof ein förmlicher Hain. Das protestantische Volk bezeichnet die Gräber mit eigenthümlich geformten, charakteristischen Holzdenkmälern. Statt des Kreuzes tragen diese oben einen Knopf oder Stern. Was dieser Schmuck zu bedeuten hat, wäre schwer zu bestimmen. Manchmal erinnert die Form an einen Kopf im Turban, so daß Viele dabei an einen Überrest aus der Türkenzeit gedacht haben. In anderen Fällen sieht man eine Art Blumenknospe, vielleicht als Symbol der Auferstehung. Am wahrscheinlichsten ist, daß sich in der Form dieser „stumpfen“ Grabmäler der Protestantismus geltend macht, indem er auch hier, wie auf den Thurmspitzen, statt des Kreuzsymbols die Knopf- oder Sternform vorzieht. Auf den protestantischen Friedhöfen nimmt diese Denkmalform immer mehr überhand und die Form ist z. B. in Pilis genau so wie in Nagy-Körös, obgleich dort evangelisches Volk von slovakischer Abstammung wohnt, hier aber reformirtes Volk von urwüchsig magyarischem

Schlage. An den öffentlichen Angelegenheiten nimmt dieses Volk regen Antheil und widmet sich ihnen mit Ernst. Die Mitglieder eines ländlichen Gemeinderathes sitzen in ihren Versammlungen mit einer Feierlichkeit, als hätten sie die Geschicke der Welt zu entscheiden. Das Bewußtsein, daß das allgemeine Vertrauen sie zu einer Würde erhoben, welche ihnen die Macht gibt, ihrem Dorfe zu nützen oder zu schaden, prägt sich auf ihren Angesichtern aus. Ruhig, kühl sprechen sie zur Sache, selten gerathen sie in Hitze, vielmehr ist ihre Logik oft erstaunlich streng und folgerichtig. Und auch die Angelegenheiten des Landes finden bei diesen einfachen Dorfmenschen die sorgfältigste Beachtung.

Und doch genießt dieses Volk erst seit vierzig Jahren die durch die Verfassung gewährleisteten Rechte. Vorher hatte es weder ein Recht, noch Gelegenheit, an der Entscheidung politischer Fragen theilzunehmen. Nur den Privilegirten stand solches zu. Das Volk hatte höchstens bei der Ordnung seiner Gemeindeangelegenheiten eine Stimme. Aber dieses Feld genügte ihm zur Erwerbung von Eigenschaften und zur Ausbildung eines nüchternen Verstandes, wie sie nicht bald wieder vorkommen. — Von einem Manne des öffentlichen Lebens fordert dieses Volk Uneigennützigkeit, tadellosen Charakter und Sittenstrenge, weil es selber in seinem Schoße viele solche Männer hat. Leichter verzeiht es übertriebene Strenge als Lauheit und Nachsicht. Die Bewohner von Ráczköve z. B. beschuldigen im Jahre 1724 ihren Richter Gregor Csorta Takács, daß er zwar „seinem Richteramte löblich entsprochen, aber um die Fluchmäuler sich nicht viel gekümmert und sie nicht nach Verdienst gestraft habe, indem er die Barmherzigkeit über die Gerechtigkeit setzen wollen, da doch auch diese gewahrt sein wollte, ohne daß darum jene aufgegeben zu werden brauchte“.

Dem Fremdling gegenüber, so lange es ihn nicht genau kennt, ist dieses Volk behutsam, ja mißtrauisch. Für geräuschvolle Rede hat es kein Gehör, wohl aber beugt es



Motiv aus dem Friedhofe von Nagy-Rörös.

sich dem Gewicht von Gründen. Nicht leicht läßt es sich zur Begeisterung fortreißen und geht für klangvolle Worte nicht durch Feuer und Wasser; die schönste Rede läßt es meistens kühl, obwohl mitunter der einfachste Mann aus dem Volke selbst eine überraschende Rednergabe besitzt. Aber von Einem, dessen Uneigennützigkeit und Zuverlässigkeit es erprobt hat, nimmt es gerne guten Rath an, und wer sein Vertrauen besitzt, dem ist es unbedingt ergeben. Dies wäre denn nach seinen Hauptzügen der Charakter des Volkes auf der Pester Ebene, deren imposante Einfachheit ihre Wirkung auf Keinen verfehlen wird, mag es auch anderwärts schönere Gegenden und üppiger gedeihende Äcker geben und waldbedeckte Berge, liebliche Thäler und murmelnde Bäche, wie man sie hier nicht findet. Wenn irgendwo, so ist hier die Mischung verschiedener nationaler Elemente vom glücklichsten Erfolg gewesen. Die neue Generation steht schon im Begriff, vollständig in Eins zu verschmelzen; immer mehr verlieren sich die besonderen Züge und eine nahe Zukunft wird nur mehr vom Hörensagen wissen, daß diese stofflich und geistig gleich tüchtige Bevölkerung sich nicht aus den Zweigen eines und desselben Urstammes entwickelt und zu einer Race verdichtet hat.

